Chronik

des

Oeil de Boeuf

der

innern Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaftssäle von Paris.

Herausgegeben

durch die verwittwete Gräfin von B***.

Siebenzehnter Band.

Leipzig, 1837.
Literarisches Museum.

Oeil de Bœuf

oder

Innere Gemächer des Schlosses

und der Gesellschaften von Paris.

Erzählungen

durch die verschiedenste Dreyfin von Bary.

Pariſer Nächte.

Eine

Gallerie galanter Abentheuer, geheimer Liebes- und anderer Geſchichten

der

Pariſer Großen.

Neunter Band.

Leipzig, 1836.
Literariſches Muſeum.

Funfzig Jahre

der

geheimen Geschichte

Frankreichs

und des

Hofes von Versailles.

Maria Antoinette von Oestreich.
Louis XVI.
Napoleon Bonaparte.
Louis XVIII.
Charles X.

Dritter Band.

Leipzig, 1837.
Literarisches Museum.

DC
715
P37
Bd. 9

Library
MAR 20 1975
UNIVERSITY OF TORONTO

VI.

1 7 9 2.

Rochambeau, Luckner. — Anfang des Kriegs. — Erstes diplomatisches Auftreten Talleyrand's. — Ermordung Gustav III. — Berquin und Cerutti. — „Der Tod Abels", eine Tragödie. — „Robert, der Räuberhauptmann", Drama. — Clarisse Harlow und Lemercier. — Die Briefe von Jerusalem. — Duell auf Tod und Leben. — Seltsamer Brief Röderer's. — Der erste verheirathete Priester. — Die Gräfin Lamothe kommt aufs Wasser zurück. — Die Gironde herrscht. — Der 20. Juni. — Bonaparte. — Memoiren des Grafen von Maurepas. — Der Sohn des Schusters. — Christus, ein Sansculotte. — Favart's Tod. — Manifest des Herzogs von Braunschweig. — Die Musiker der Kapelle. — Die Republiken des Komité Roland. — Antinous von Madame Roland. — Buzot, Condorcet. — Péthion, oder der Tod. — Fouché. — Grangeneuve und Chabot. — Das Stichblatt und der Unterrock von Madame Campans. — Das ge-

malte Grab. — Bekümmernisse der komischen Oper. — Der Baum der Feudalität. — Die Marseillers. — „Die schuldige Mutter", Drama. — Die Bandgrenze. — Der 10. August 1792 wird auf die Bühne gebracht. — Der Proviantmeister der Loge des Logographen. — Die Visitandinerinnen. — Das Lager der Königin. — Ministerium vom 10. August. — Die bronzenen Könige werden umgestürzt. — Chenier's Ode. — Der Paß der Tänzerin. — Die Mutter der Gracchen und der Kapuziner. — Die Dubarry zu London. — Lafayette's Abfall. — Die Vendée. — Das Zuckerwerk von Verdun. — Traurige Vorfälle im September. — Folgen. — Der Ball; eine Fusillade statt Orchester. — Heroische Begeisterung. — Diebstahl der Kronmeubles. — Das Ehrenkreuz wird Vergeltung eines Diebstahls. — Sieg bei Valmy. — Die am wenigsten heroische Krankheit. — Umsturz des Throns. — Die Republik.

Voltaire hat mit Recht behauptet, daß hauptsächlich der Krieg die Größe der Nationen zeige; die Völker, wie die Athleten des Alterthums, deren Kraft in den Spielen des Cirkus die Welt anstaunte, geben erst im Kampfe einen Maßstab für ihre Macht, und lernen sich dadurch selbst kennen. Von dem Tage an, wo die Franzosen von 1792 die Trompete hörten, beseelte sie ein antiker Geist; es verwandelte sich ihr zierliches Wesen in Energie und ihr Leichtsinn in kriegerischen Enthusiasmus.

Diese Kampflust beschränkte sich aber nicht auf eitle Demonstrationen; auf allen Landstraßen sah man lange Colonnen von Freiwilligen, die singend nach der nördlichen Grenze marschirten; die Artillerie eilte dröhnend über das Pflaster der Städte, und während der Bauer seinen Pflug, der Gärtner seinen Spaten und der Holzhauer seine Axt bei Seite gelegt hatte, berathschlagten Talent und Erfahrung im Kabinet. Mehrere Komité's waren zu Paris gebildet, um Pläne, theils zum Angriff, theils zur Vertheidigung zu entwerfen. D'Arçon, Lafitte, d'Aniſſy, Grimoard, Boisdeffre und hauptsächlich Carnot waren die genialsten Mitglieder dieser Kommissionen.

Die drei Armeen an der nördlichen Grenze unter Luckner, Lafayette und Rochambeau nebst den Truppen, welche Montesquiou an den Alpen kommandirte, beliefen sich zusammen auf 90,000 Mann. Außerdem gab es 70,000 Mann zur Vertheidigung der festen Plätze. Was die 90,000 Nationalgardisten betrifft, welche, wie die Redner der Tribune sagten, bereit wären, nach der Grenze zu marschiren, so betrug die wahre Zahl derselben wenigstens um die Hälfte weniger, und ebenso verhielt es sich mit den 900,000 Streitern, die, wie unsre optimistischen Redner sagten, vor Ablauf des Jahres auf den Beinen sein sollten. Indeß hatte der Patriotismus seit einigen Wochen genug Soldaten improvisirt, um furchtlos den 200,000 Oest-

reichern, Preußen und Emigrirten, die Frankreich bedrohten, ins Gesicht sehen zu können.

Von den drei Obergeneralen, in deren Händen unser militärisches Glück ruhte, schien bloß Einer geeignet, vom Gefühl der Freiheit aufgeregte Truppen zu kommandiren. Ich meine Lafayette, der allein, bei Gelegenheit dieses Kommando's, nicht zum Marschall ernannt worden war, aber etwas viel Kostbareres besaß, als diesen Titel, nämlich die Liebe seiner Soldaten. Er sollte in die Niederlande eindringen; Rochambeau selbst hatte in Gegenwart seines Kollegen zum Könige gesagt: „Will man in die Niederlande eindringen, so muß Lafayette die angreifende Armee kommandiren, und ich werde in zweiter Linie bleiben. Es handelt sich darum, eine Revolution zu machen, was seine Sache ist, und nicht die meine. Revolutionen zu machen ist sein eigenthümliches Handwerk."

Diese Wahl erhielt den Beifall der Nationalversammlung.

Rochambeau, obgleich wegen seiner frühern Thaten berühmt und mit langer Erfahrung bereichert, schien doch der Armee nicht von großem Nutzen zu sein. Vom Alter niedergedrückt und kränklich, war er nur noch der Schatten eines berühmten Generals; seine Thätigkeit bestand nur noch in der Tradition. Uebrigens konnte er die Revolution nicht leiden, die ihn gleichwohl zum Marschalle von Frankreich gemacht,

und diente ihr ungern. Er vertrat an der Grenze die Partei der Feuillans; sein Verrath war vorauszusehen, und er flößte den Soldaten nur Mißtrauen ein.

Luckner, ein alter Soldat, aber ohne Geist und Charakter, versprach der Sache des Volks noch weniger, als sein Kollege Rochambeau. Seine Talente schienen in einem deutschen Kauderwelsch, einigen Schwüren und in einer gewissen, persönlichen Unerschrockenheit zu bestehen, die aber das militärische Genie nicht ersetzen konnte. Indeß genoß dieser nach dem Korporal riechende Marschall von Frankreich einer Art Popularität bei den Truppen, weil er die Suppe der Soldaten kostete, mit dem Ersten Besten trank, ihn auf die Schulter klopfte und ihn Du hieß.

Es ist jetzt interessant, zu berichten, wer zuerst den Degen zog und wo die ersten Schüsse fielen, in jenem französischen Revolutionskriege, der 23 Jahre Europa verheeren sollte. Durch ein sonderbares Spiel des Zufalls begannen zwei ehemalige Kreaturen von Kleintrianon, im Namen der Freiheit, die Feindseligkeiten gegen den Despotismus. Den 28. April griff der General Biron, Exherzog und Pair, die Oestreicher zu Quiverain, zwischen Mons und Valenciennes, an. Dies war das erste Gefecht in diesem Feldzug. Biron blieb einige Stunden Sieger, mußte sich aber Tags darauf in Folge der Unordnung zurückziehen, die der Desertionsversuch einer Eskadron Dragoner vom Regimente der Königin in seinen Reihen hervorbrachte.

Mit mehr Kopf konnte Biron diesen Verlust vermeiden; allein es war nichts Dauerhaftes in ihm. Sein Charakter bestand aus einer Mischung von Ehrgeiz und Vergnügungssucht, Tapferkeit und Weichlichkeit, Kühnheit und Unentschlossenheit, und vermochte nicht über einen halben Tag im Kampfe gegen Schwierigkeiten die Spitze zu bieten. Ein Theaterheld und Paladin der Oper, war Biron unfähig, länger auszuhalten, als eine Rolle der Komödie verlangte. Dieser Mann, für den Marie Antoinette sich früher so offen kompromittirt hatte, besaß alle verführerischen Eigenschaften eines Romanhelden, aber keine einzige der Tugenden, welche in der Geschichte einen Platz verschaffen.

Ein allgemeiner Ruf des Unwillens erhob sich in Frankreich gegen die Dragoner der Königin. Einer von ihnen, der Geld von seinem Vater verlangt hatte, erhielt die echt römische Antwort: „Ich wollte Dir 50 Livres schicken, als ich Euer schändliches Benehmen in der Ebene von Mons erfuhr. — — — Mein Gewehr ist stets geladen, feiger Franzose, und kommst Du meinem Hause nahe, wirst Du der erste Verräther seyn, von dem ich das Land der Freiheit säubern will."

Das zweite Gefecht fand bei Lille statt. Theobald von Dillon, noch unglücklicher als Biron, sein ehemaliger Mitgenosse der königlichen Gunst, konnte den Sieg nicht fesseln und verlor das Leben. Man war

stets der Meinung, daß dieser General, von den Bitten der Königin eingenommen und voll der Erinnerung einer andern Zeit, auf dem Verrathe ertappt und von seinen eignen Soldaten massakrirt worden sei.

Zwei Niederlagen zu Anfange des Kriegs konnten auf die Nationalsache einen sehr nachtheiligen Einfluß haben; schon fühlten die Freiwilligen, welche dem Feinde entgegeneilten, ihren Muth sinken; die ungarischen Grenadiere, die sie noch gestern mit ihrer Karmagnole insultirten, schienen ihnen jetzt sieben Fuß hoch, und die langen Schnurrbärte der Kaiserlichen konnten, wie unsre jungen Leute meinten, eben so viele Blaubärte werden. Ein erster Erfolg verjagte aber diese leichten Wolken von unsrem militärischen Horizont; der General Kustine bemächtigte sich der Defileen und der Stadt Porentruy, und die Deutschen waren nun wieder auf ihre wirkliche Größe reducirt; die Karmagnole gewann wieder ihren glücklichen Einfluß, und die Schnurrbärte der Ungarn erschreckten nur noch die Kinder im Elsaß und in Flandern.

Die Nationalversammlung fühlte aber sehr gut, wie wichtig es für Frankreich sei, daß sich die Zahl seiner äußern Feinde nicht vermehrte. England, um seiner konstitutionellen Freiheit zu huldigen, war scheinbar neutral, doch zu einer Vermittelungsrolle erbötig, und es ließ sich erwarten, daß es dabei mit gewissenhafter Unparteilichkeit verfahren würde. Allein die Repräsentanten Frankreichs waren dieser noblen Ge-

sinnungen nicht so gewiß, um nicht daran zu denken, sich durch Augen davon zu überzeugen, die gewohnt waren, den rosigen Schleier zu durchblicken, mit dem sich die Diplomatie zu verhüllen pflegt.

Demnach wurde Karl Moriz von Talleyrand-Perigord, Exbischof von Autun, Exkonstituant und für den Augenblick Mitglied des Departementaldirektoriums von Paris, der politische Argus, den König und Nationalversammlung gemeinschaftlich wählten. Dies war das erste diplomatische Auftreten eines Mannes, der seitdem in allen Versammlungen, Ministerräthen oder Privatkonseils, wo von europäischer Politik die Rede war, einen Platz einnahm. Von 1792 bis jetzt war sein Leben eine ununterbrochene Reihenfolge von Noten und Ultimatums; mochten wir in Frankreich konstitutionelle Monarchie, Republik, Konsulat, Kaiserreich, Restauration oder das Königthum der Barrikaden haben, kurz, wie sich auch das Drama unsrer Revolution gestaltete, immer hatte Talleyrand die Exposition des Stücks zu besorgen. Die Farbe seiner politischen Uniform fügte sich mit wunderbarer Schnelligkeit allen Launen der Mode. Rühme nun noch Einer die dauerhaft gefärbten Stoffe!

Im Mai 1792 kam Talleyrand in einem sehr bescheidnen Aufzuge nach London, wie ich aus eigner Erfahrung weiß, indem ich mich damals in jener Stadt befand und ihn mehrmals zu meiner Mutter in Warwick-Street kommen sah.

Talleyrand überbrachte Georg III. einen Brief von Ludwig XVI.; ich weiß aber nicht, in welchem Grade er selbst sich für das regenerirte Frankreich interessirte, allein gewöhnlich bestand seine Gesellschaft aus Emigrirten. Mehrmals nahm er sogar die Güte meiner Mutter zu Gunsten der unglücklichen Vertriebenen in Anspruch, und ich erinnere mich, daß der weibliche Theil derselben ihm mehr Mitleid einflößte, als der männliche. Das war allerdings Recht; die christliche Liebe, von der die französische Diplomatie offenbar noch eine matte Erinnerung hatte, begünstigt den Schwachen mehr, als den Starken.

Während Talleyrand zu London unterhandelte, oder zu unterhandeln schien, wurden die Throne des Kontinents mehr und mehr erschüttert. Das Pariser Volk, von den Jakobinern, Girondisten und der Faktion des Herzogs von Orleans zugleich gegen den Hof aufgeregt, insultirte Ludwig XVI. mit einem düstern Schweigen, das stets eine Beleidigung für die Fürsten war, und zeigte sich offen feindselig gegen die Königin. Eines Tags, als Dumouriez zu dieser Prinzessin ins Zimmer trat, eilte sie ihm entgegen und begann mit von Schluchzen beklemmter Stimme:

„Sie sehen mich in Verzweiflung; ich wage es nicht mehr, an die Fenster meines Schlosses zu treten."

„Warum nicht?"

„Weil ich mich nicht sehen lassen darf, ohne die gröbsten Schimpfreden zu erhalten."

Der Minister machte eine Bewegung des Unwillens, und Marie Antoinette fuhr fort:

„Gestern Abend trat ich, um Luft zu schöpfen, an ein Fenster nach dem Hofe zu. Plötzlich ertheilte mir ein Kanonier der Garde einen schrecklichen Schimpfnamen und fügte mit wildem Lachen hinzu: „Wie gern würde ich Deinen Kopf auf einem Bayonnette sehen.““

„Wenn Sie nach dem Garten blicken,“ sprach Dumouriez gerührt, „werden Sie weniger Gefahr laufen, Beleidigungen ausgesetzt zu sein.“

„Wird mein Ohr auf dieser Seite weniger verletzt, so haben dafür meine Augen unausgesetzt zu leiden. Hier sehe ich einen Mann auf einem Stuhle, der mit lauter Stimme schreckliche Beschuldigungen gegen uns vorliest, dort einen Militär oder Abbé unter Schimpfreden und Schlägen in ein Bassin werfen, während Andere Ball spielen oder ruhig spazieren gehen. — Ach! Herr Dumouriez, welches Volk, welches Leben!“

Die Königin hatte mit wenig Worten den Charakter unsrer Revolution geschildert. Jetzt wollen wir sehen, welche Fortschritte der Haß gegen die absoluten Fürsten im Norden Europa's machte.

Gustav III., König von Schweden, war einer dieser despotischen Souveraine, die von der Zeit keine Lehren annehmen und es ganz in der Ordnung finden, sich der ererbten Völker wie einer Sache zu bedienen.

Dieser Tyrann zuckte lachend die Schultern, wenn er von den Pflichten eines Königs gegen seine Unterthanen hörte, und lachte noch stärker, wenn man hinzufügte, daß die Völker, des Jochs müde, es am Ende zerbrächen und die gekrönten Häupter zerschmetterten. „Konstitutionen — Konstitutionen," antwortete Gustav mit bitterer Ironie, „verlangen die Heerden auf den Weiden Konstitutionen? — — Sie haben eine in zwei Artikeln, und diese sind der Hund und der Stab des Hirten. Was das Menschenvieh betrifft, so muß der Stab stärker und der Hund beißiger sein, das ist der ganze Unterschied."

So äußerte sich der schwedische Monarch am 14. März gegen den Baron von Staël, seinen Gesandten zu Paris, der eben nach Stockholm zurückgekehrt war und ihm von den Vorfällen in Frankreich seit 1789 die genaueste Rechenschaft ablegte, ohne jedoch zu gestehen, daß Fräulein Necker, seine Gattin, unter die eifrigsten Anhänger der Revolution gehöre und, wegen gewisser ehelicher Entbehrungen, mit dem Minister Narbonne eine kleine, allerliebste Verbindung angeknüpft habe, die, außer der zärtlichen, auch eine politische Seite hatte und die, in Folge der Intriguen der Dame, ihren liebenswürdigen, aber zu leichtsinnigen Anbeter ums Ministerium gebracht hatte. Uebrigens ist leicht zu denken, daß Herr von Narbonne in seinen Unterhaltungen mit mir zu Moskau sich

in dieser Beziehung eben so diskret gegen mich zeigte, als der Baron von Staël 1792 gegen Gustav III.

Nachdem der schwedische Monarch mit dem Gesandten über die Konstitutionen und die konstitutionellen Fürsten gescherzt, fuhr er fort: „Sie haben, bester Baron, die Ruhe gesehen, welche in der letzten Zeit hier herrschte. Diese Ruhe ist die Folge der Willensfestigkeit des Fürsten. Der Schrecken, mein Herr, der Schrecken ist der eigentliche Schutz der Könige."

Der Baron war zuverlässig nicht überzeugt; allein er wagte es nicht, einem Herrn zu widersprechen, dessen despotische Sicherheit bald eine allerdings schreckliche Katastrophe widerlegte.

Gustav speiste am 15. März in einem an den Opernsaal stoßenden Gemache, als ihm ein Page ein mit Bleistift geschriebenes Billet übergab, das ein Unbekannter so eben gebracht. Der Monarch öffnete hastig das Papier und las Folgendes in französischer Sprache:

„Geruhen Sie, den Rath eines Mannes zu hören, der nicht in Ihren Diensten war, Ihre Gunst nicht suchte und Ihren Fehlern nicht schmeichelte, der aber die Ihnen drohende Lebensgefahr zu entfernen wünscht. Es besteht ganz gewiß eine Verschwörung gegen Ihr Leben; man war schon in Verzweiflung darüber, daß der Ball vorige Woche abgesagt wurde, und ist entschlossen, diese Nacht Ihre Ermordung zu

versuchen. Bleiben Sie zu Hause und vermeiden selbst die folgenden Bälle, wenigstens dies Jahr. Lassen Sie den Fanatismus des Verbrechens verrauchen; vermeiden Sie auch das Erdgeschoß von Haga; kurz, nehmen Sie Ihre Vorsichtsmaßregeln wenigstens einen Monat lang. Geben Sie sich keine Mühe, den Verfasser dieses Briefs zu entdecken; die Verschwörung gegen Ihr Leben kam zufällig zu seiner Kenntniß, und er hat durchaus kein Interesse, den Ihnen drohenden Schlag zu beseitigen. Hätten Ihre Söldner zu Gefle sich Gewaltthätigkeiten gegen die Bürger erlaubt, würde der Verfasser dieser Zeilen mit dem Schwert in der Hand gegen Sie aufgetreten sein; allein er verabscheut den Meuchelmord."

Nachdem der König diesen Brief gelesen, war er einige Augenblicke nachdenklich, trank dann nach einander mehrere Gläser ungarischen Weines und stand entschlossen auf, halblaut äußernd: „Ich gehe."

Gustav nahm durchaus keine außerordentliche Vorsichtsmaßregel, auch theilte er den Inhalt des Billets Niemand mit. War es Vertrauen auf sein Glück, oder geschah es, um keine Furcht blicken zu lassen, kurz, der König ließ sich maskiren und ging ohne weiteres Zaudern zum Balle.

Kaum war er dort, so drängte sich eine Menge Masken um ihn, durch die er sich mit den Ellbogen Bahn zu machen suchte. Während dem hatte er ein unangenehmes Gefühl an der Hüfte, als wenn ihn

etwas heftig stoße, aber ohne gerade einen starken Schmerz zu empfinden. Es war mehr etwas Beengendes, dem der König auszuweichen suchte, indem er sich etwas umdrehte.

Dieses Beengende war jedoch ein Pistolenschuß, den Gustav eben in die Seite erhalten und dessen Knall durch die lärmende Musik übertäubt worden war. —

Bald entdeckte ein lokaler Schmerz dem Könige die Wahrheit; er legte die Hand an die Seite und zog sie blutig zurück. „Ich bin verwundet," begann er zum Baron von Essen, seinem ersten Stallmeister; „führen Sie mich in meine Zimmer zurück. Der Verfasser des Billets hatte Recht." — Hierauf verließ der König, ohne im Geringsten Unruhe oder Besorgniß zu zeigen, auf den Arm des Barons Essen gestützt, den Ball.

Der Tanz und die Intriguen der Masken dauerten noch eine halbe Stunde fort, nachdem sich der König entfernt hatte; allein plötzlich ließ der wachthabende Offizier die Thüren verschließen und befahl in des Königs Namen, daß sich die Anwesenden demaskiren und ihre Namen nennen sollten.

Die Strafbaren suchen umsonst Unschuld zu heucheln; Gustavs Mörder war unkluger Weise auf dem Balle zurückgeblieben, um keinen Argwohn zu erregen, und sprach, als er sich demaskirte, zum Polizeilieutenant: „Hoffentlich bin ich Ihnen nicht verdächtig." —

„Warum nicht?“ erwiderte der Beamte, und fügte dann hinzu: „Ja, ich glaube Sie sind der Thäter — — die Bestürzung in Ihrem Gesicht beweist es. — Wachen, nehmt den Herrn da fest.“

Der Verhaftete war Ankarström, früher Fähndrich der Garde und dann zum Tode verurtheilt, weil er die Bauern von Gothland gehindert, zur Bildung eines Freikorps, während des Kriegs gegen Rußland, die Hand zu bieten. Der König hatte ihm zwar das Leben geschenkt; allein dadurch war Ankarström's Rache nicht beseitigt. Er haßte Gustav III. im Namen des unterdrückten Vaterlandes.

Man fand auf dem Fußboden des Saales außer dem entladenen Pistol noch ein zweites, mit gehacktem Blei und Nägelköpfen geladen, und ein großes, zweischneidiges Küchenmesser.

Der Mörder wurde zuerst auf dem Polizeiamte und Nachmittags vom obersten Gerichtshofe verhört. Er benahm sich entschlossen, leugnete sein Verbrechen nicht und erkannte die Waffen an, die im Ballsaale gefunden worden. „Das Messer,“ sprach er kalt, „war bestimmt, den Tyrannen vollends zu tödten, und mit dem zweiten Pistol wollte ich mich selbst tödten, sobald ich mein Opfer fallen gesehen. Allein ich verlor den Kopf und bereue jetzt, nicht besser gehandelt zu haben. Uebrigens ermüden Sie mich nicht mit Fragen wegen meiner vermuthlichen Mitschuldigen; ich habe keine, und mir allein kommt die Ehre zu,

eine Handlung begangen zu haben, von der Sie Alle wissen, daß sie Schweden nützt. Des Lebens müde, wollte ich mein elendes Dasein durch eine glorreiche That enden, und mein Vaterland von einem Fürsten, der dessen Geißel ist, befreien."

Der Verfasser des Billets, das Gustav vor dem Balle empfangen, wurde auch entdeckt und zur Haft gebracht; es war ein Major vom Garderegiment, Namens Lilienhorn.

Nach der Rückkehr in seine Zimmer war der König über eine halbe Stunde auf einem Sofa liegen geblieben, ohne die geringste Unruhe über seine Verwundung zu äußern.

„Welchen Eindruck, meine Herrn," begann er zu einigen fremden Ministern, „wird dies Ereigniß wohl in Europa hervorbringen? Die Anhänger der französischen Revolution werden sich eines Erfolgs rühmen."

„Ich glaube nicht, Sire," erwiderte der französische Gesandte; „denn man würde sie mit Unrecht beschuldigen, diesen Meuchelmord veranlaßt zu haben."

„Und wer wäre denn die Ursache davon gewesen?" fragte der König mißvergnügt.

„Der Grund des Verbrechens scheint nicht zweifelhaft," versetzte der Franzose. „Der Adel, den Ihre Majestät 1772 stürzte, konnte sich in seinen Rechten verletzt glauben und zu rächen suchen."

„Sie können Recht haben," entgegnete der

Verwundete düster. „Allein Ihre Revolutionärs wissen auch, daß ich seit einem Jahre die europäischen Mächte, so sehr ich kann, antreibe, sie zu bekämpfen.“

„Sire, jederzeit erwarteten meine Landsleute ihre Feinde auf dem Schlachtfelde, meuchelmordeten sie aber nicht.“

„Kann sein; man kennt aber in Frankreich meine Absicht, mich an die Spitze der Emigrirten zu stellen, um ihre Sache zu vertheidigen.“

„Allerdings, Sire, hat sich dies Gerücht in Frankreich verbreitet; allein ich halte die Ausführung eines solchen Planes für unmöglich.“

„Warum? Haben Sie vergessen, wie ich vor vier Jahren gegen die Russen kämpfte?“

„Nein, Sire, und Niemand wird die Tapferkeit Ihrer Majestät verneinen. — — Indeß wird Ihr Entschluß selbst in Zweifel gezogen.“

„Ich sehe nicht ein, warum?“

„Sire, es scheint unvereinbar, die Aristokratie in Schweden gestürzt zu haben und die in Frankreich wieder aufrichten zu wollen.“

Gustav schwieg, und sprach dann mit schwacher Stimme und mühsam unterhaltenem Lächeln: „Meine Herrn, der Mörder, sei er Aristokrat oder Demokrat, hat mich besser getroffen, als ich es Anfangs dachte. — Ich will mich ins Schloß bringen lassen; denn ich fühle, daß ich meines Bettes bedarf.“

Den 17ten, um drei Uhr Morgens, ließ man dem Könige zur Ader; allein erst um zehn Uhr erlaubte er dem ersten Chirurgen der Armee, seine Wunde zu untersuchen. Der Arzt sondirte sehr tief, konnte aber nur einen Nagelkopf herausziehen.

„Sondiren Sie nur immer, Doctor," äußerte der König; „es kitzelt zwar etwas stark; allein ich glaube Festigkeit genug zu besitzen, um solche kleine Schmerzen ertragen zu können."

Am 18ten hatte der König ein starkes Fieber, und Tags darauf befand er sich schlimmer. Wenige Tage nachher begann inwendig die Eiterung, und am 29. März hörte Gustav auf zu leben.

Die Schweden hielten den Tod dieses Fürsten für ein glückliches Ereigniß. Wie wir gesehen, hatte er sich die Rache des Adels zugezogen, und das Volk haßte ihn nicht minder, denn er hatte dessen Rechte so wenig geachtet, wie die Prärogativen des ersteren. Gustav III. besaß Tapferkeit; allein es war mehr ein wilder Muth, und ihm fehlten militärische Talente. Im Kriege gegen die Russen 1788 beging er nur Fehler. Im Allgemeinen wurde Gustav Adolphs Beispiel allen gekrönten Mittelmäßigkeiten schädlich, die es nachahmen wollten, von Karl XII. bis auf Gustav IV., dessen unsinnige Wuth ihn aus einem Souverän zu einem herumirrenden, unglücklichen Fürsten machte. Alle diese Könige glaubten, um ihren erlauchten Vorfahren nachzuahmen, sei es hinreichend, Aufsehen zu

machen; allein die Welt hielt sie für das, was sie waren, für Kämpfer mit Windmühlen, die der Geschichte nur Elemente eines verfehlten Ruhms lieferten.

Zu den frühern nekrologischen Notizen habe ich jetzt mehr wie einen Zusatz zu machen; der Tod hatte die europäischen Notabilitäten stark heimgesucht vom Ende des Jahres 1791 bis zu der Zeit, wovon jetzt die Rede ist. Wir wollen uns hauptsächlich auf zwei Namen beschränken. Ich weiß nicht, was unsre jungen Moralisten von einem Schriftsteller denken werden, der ihnen jetzt von Berquin vorredet, dem Autor der Schäferspiele und der weichlichen Idylle, dem Dichter, der jene alte Natur schilderte, die wir ganz anders inspirirten Denker in die Rumpelkammer verwiesen haben. Ich verdiene schon etwas Nachsicht; meine Sache ist es, mich zu erinnern, und da fällt mir ein, daß man 1791 Berquin gern hatte. Man dachte, er verstehe die Kunst, das Naturell der deutschen Poesie nachzuahmen, ohne ins Triviale derselben zu fallen; etwas in unsrer Sprache sehr Schwieriges. Man betrachte alle französische Hirtengedichte, selbst die des artigen Florian, überall wird der Autor, um das Fade zu vermeiden, affektirt, oder will er simpel sein, geräth er nicht selten ins Alberne. Die Ursache war, weil, abgesehen von den Schwierigkeiten der Sprache, jene Dichter nicht mit Gefühl, sondern nur mit Kunst schrieben.

Dies war nicht bei Berquin der Fall, bei dem sich zärtliche Gefühle in lieblichen Versen ergossen. Von seiner ersten Geliebten hatte er sich ein Ideal gebildet, das er mit den entzückendsten Gegenständen der Natur umgab, und einmal auf diesem blumigen Pfade, fand Berquin in seiner Einbildungskraft nur angenehme Ideen. Allbekannt ist seine rührende Romanze von der Genovefa von Brabant, und die nicht weniger gefühlvolle, welche beginnt:

„Schäferin, mein Kind, schließ' Deine Augen".

Im höheren Alter widmete Berquin seine Feder der Erziehung der Jugend. Seine reine Seele gefiel sich bei dieser Arbeit, und seine Muse, bei den lachenden und frischen Gemälden des Frühlings des Lebens ausruhend, fuhr fort, das Interesse zu fesseln. Der Kinderfreund belehrte mit geistreicher Mannigfaltigkeit in Form und Ton; im Dialog, Schauspiel, wie in dramatischer Darstellung, überall wußte Berquin Grundsätze und Beispiele der Tugend aufzustellen. Aufrichtig gesprochen, finden wir mehr Religion und Moral in diesen Schriften, als in allen Katechismen spitzfindiger Theologen. Berquin stellt nur die Wahrheit hin, und giebt den Kindern bloß Lehren, die ihr Herz fühlen und ihr Verstand begreifen kann.

Berquin hatte sich der Revolution angeschlossen, wie zu erwarten war; der treue Dollmetscher der Natur konnte sich nicht für den Despotismus erklären. Der Lehrer der Jugend erweiterte seinen wohlthätigen

Wirkungskreis, als er seinem Vaterlande damit zu nützen glaubte, und schrieb eine politische Zeitschrift für den Landmann, die er bis zur Erscheinung der „Feuille villageoise“ fortsetzte. Dann aber bekannte er mit gewohnter Bescheidenheit, das neue Journal entspräche besser, als das seinige, dem Bedürfnisse der Zeit.

Kurz vor seinem Tode wurde Berquin mit der Redaktion des Moniteur beauftragt; allein er entsagte bald wieder diesem Amte, das von Männern so sehr gesucht wird, die nach politischem Glück geizen, aber so wenig verträglich ist mit dem Geschmacke eines Philosophen, der nie die kleinste Ueberzeugung seinem Interesse opferte.

Berquin starb am Faulfieber im December 1792, 42 Jahre alt.

Zwei Monate später verblich ein Genie von höherem Fluge und ausgebreiteterer Thätigkeit. Cerutti, der in der letzten Zeit seines Lebens eine politische Rolle gespielt, verlebte eine höchst bewegte Jugend und war Philosoph aus Neigung, durch die Umstände Jesuit geworden; indeß sah bei ihm stets die Philosophie durch das Kleid Molina's. Leider verdarb er mit einer Liebschaft viel Zeit, die sein Herz von dem entfernte, was es hätte veredeln können. Seine Leidenschaft endigte, wie gewöhnlich, mit einer Verschwendung von Gefühl für ein sehr kleines, mit Treulosigkeit vermischtes Glück. Dagegen fand er Trost

bei der Freundschaft; die Herzogin von Brancas öffnete ihm die edlere Seite ihres Herzens und gewährte ihm in ihrem Landhause bei Nancy ein Asyl. Es wäre freilich Thorheit, behaupten zu wollen, sein Umgang mit der Herzogin, der funfzehn Jahre dauerte, wäre ganz ohne Schwächen gewesen. Man hielt Beide für verheirathet; indeß hatte die Herzogin nur gesagt, indem sie Cerutti einen Ring an den Finger steckte: „Da, mein Freund, ist der Beweis, daß die Freundschaft sich mit dem Unglück vermählt."

Die Annäherung der Revolution gab Cerutti seine ganze Energie wieder, und er trug 1788 durch seine Memoiren zu Gunsten des französischen Volks zu deren Ausbruche mit bei. Mirabeau's Freund, so lange dieser offen für die Wiedergeburt der Nation thätig war, half er dessen schönste Reden ausarbeiten, und in so fern gehört ihm ein Theil des Ruhms jenes Adlers der Revolution.

Wir haben schon die „Feuille villageoise" erwähnt, zu deren Gunsten Berquin zurücktrat, und man wird dies um so begreiflicher finden, wenn wir sagen, daß Cerutti Verfasser jenes Blattes war. Sehr wohl sah er ein, was nicht bei allen Patrioten der Fall war, daß man das Volk erst für die neuen Gesetze empfänglich machen müsse. Sein Blatt war in seiner Einfachheit zugleich pikant und verständig, und belehrte auf eine interessante, angenehme und leichte Art. Nach Cerutti's Tode setzte es Ginguemené

fort, dessen Styl zwar einfach, allein weniger kräftig war.

Cerutti, schon durch anhaltende Arbeit geschwächt, verbrauchte vollends seine Lebenskraft durch seine patriotischen Anstrengungen als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, wie er das wahrhaft Große und Nützliche, z. B. Freiheit, Gleichheit und Aufklärung, schätzte; allein bei Annäherung des Todes tritt oft auch im Charakter des Weisen das Vorurtheil und Weltliche ans Licht. Der bescheidene Verfasser der „Feuille villageoise“ glaubte sich arm mit 11,000 Livres Rente und nannte sich einen Philosophen ohne Geld, ohne zu bedenken, daß die Schätze der Philosophie beim Mangel an Gold im Werthe steigen. Cerutti aber verließ in seinem Sekretär 400 Louis, und in seinem Testament war mehrmals von seinem Kammerdiener die Rede. Die Nation, wo der Weise selbst die Bedürfnisse der Opulenz fühlt, ist noch nicht regenerirt; sonst wären wir nicht mit Sparta's Gesetzen Sybariten geblieben.

Ich muß noch eine seltsame Bemerkung beibringen; die von der Regierung bezahlten Biographen haben nämlich von Cerutti's Werken nur eines gerühmt. Zu errathen, welches, würde selbst einen Oedipus ermüden, ich nenne es also; es war ein Gedicht auf das Schachspiel, und noch fügte man, aus Furcht zu mißfallen, hinzu, daß es voller Trocken-

heit und Künstelei wäre. Zum Glück hat die Nachwelt Mirabeau's Freund von dem Schmutze eines solchen Lobes reingewaschen.

Noch habe ich von einem, wenn nicht berühmten, wenigstens bemerkenswerthen Todesfall zu sprechen, wenn es auch nur ein Theatertod ist. Man verzeihe mir den Uebergang; er scheint mir nicht ganz unpassend. Nach den Schriftstellern kommt sehr natürlich die Literatur.

Am 16. März 1792 ließ Legouvé auf dem Nationaltheater seine Tragödie: „der Tod Abels", eine Nachahmung von Geßner's Gedicht, geben. Das erste Menschenpaar und ihre Kinder verrichten alle Morgen ein gemeinschaftliches Gebet; allein eines Tags fehlt Kain dabei. Abel eilt, ihn aufzusuchen, und findet ihn auch. Kain ist mißlaunig, und bei Abels Annäherung funkelt sein Auge vor Zorn; der Böse haßt aus Neid seinen Bruder. Indeß scheint die englische Milde des Letztern einen Augenblick Kains Wuth zu mildern. Beide versöhnen sich, und Jeder von ihnen errichtet einen Altar, um dem Ewigen ein Dankopfer zu bringen. Himmlisches Feuer fällt auf Abels Altar; auf dem von Kain errichteten bleibt es dunkel, wie in Kains Gemüth, und die Zuschauer finden, daß Legouvé hier Gott eine ziemlich unglückliche Inspiration geliehen. Kain, von Neuem aufgebracht, schläft dennoch ein, weil der Autor einen Traum braucht. Dieser Traum nun ist noch schwärzer,

als die Wirklichkeit; Kain sieht seine Nachkommen als Sklaven von Abels Nachkommenschaft. Ich weiß nicht, ob die zweite Generation der Welt sich auch nur im Traume eine Idee von der Sklaverei machen konnte, die noch nicht existirte; indeß Kain träumt so, und, wie zu erwarten, wacht er plötzlich davon auf. Durch Arbeit will er seine düstern Gedanken verscheuchen, und ergreift ein Werkzeug zum Ackerbau. In diesem Augenblicke kommt Abel, so ungelegen, wie ein Lamm, das sein widriges Geschick dem verhungerten Wolfe in den Weg führt. Bei seinem Anblicke fühlt Kain seinen Zorn zunehmen, der am Ende in blinde Wuth ausartet. Abel fällt von Brudershand getroffen.

Die ganze Familie tritt nun auf und findet den Mörder bei seinem Opfer. Die Stimme Gottes läßt sich hören und fragt Kain, was er mit seinem Bruder gemacht; eine ziemlich unnütze Frage, die der Verfasser dem Ewigen in den Mund legt, der Alles weiß. Kain und seine Frau wandern aus; ein Beweis, daß die Emigration keine neue Idee ist, wenn die Genesis die Wahrheit sagt.

Der Hauptfehler dieses Stücks, das Schönheiten der Situation und des Stils enthält, liegt in dem gänzlichen Vergessen der Orthodoxie. Das Verhängniß, welches Kain zum ersten Morde treibt, den das Menschengeschlecht sich vorzuwerfen hat, kann nicht Folge des göttlichen Willens sein, sondern muß hier der List

des Teufels zugeschrieben werden und da dies der Autor nicht hinlänglich begreiflich macht, so sieht sich der Zuschauer genöthigt, es zu vermuthen. In einem Stücke, wo der Apfel, die verführende Schlange und die Erbsünde vorkommen, kommt es freilich nicht darauf an, noch etwas mehr der Art vorauszusetzen.

Kain's, mit viel Energie abgefaßte Rolle, sollte die schönste Zierde der tragischen Krone des Schauspielers St. Prix werden; die Abel's, der Legouvé einen angenehmen Anstrich von Hirtenpoesie zu geben gewußt, wurde von Dupont gut gespielt.

Der Verfasser und diese beiden Schauspieler wurden nach einer großen Anzahl Vorstellungen herausgerufen und empfingen, oder mußten vielmehr eine geräuschvolle Ovation leiden.

Legouvé's Werk konnte sich aber, trotz seiner Vorzüge, und obgleich durch das Spiel von St. Prix und Dupont unterstützt, 1792 nicht gegen „Robert, den Räuberhauptmann," behaupten, der alle Abende, seit dem 27. März, eine ungeheure Menge Zuschauer nach dem Theater des Marais lockte.

Dies Stück, was man als den Vorläufer aller der schönen Melodramen betrachten kann, die einige Jahre später den Besuchern der Theater der Boulevards so viele Thränen ablockten, hatte ein seltsames Geschick. Ein Journal gab damals folgende Notizen darüber: „Das deutsche Theater ist nur erst im Werden und seine Dramen, nach den Uebersetzungen zu

urtheilen, sind unförmliche Versuche. Mußte dort die bei uns so vollendete dramatische Kunst sich ein Modell nehmen? Ist nicht zu fürchten, daß unser Theater immer mehr in den Zustand der Kindheit zurücktritt? Die Räuber, von Schiller, sind ein monströses Werk, ohne Einheit, Wahrscheinlichkeit und Interesse. Hier und da glänzen Genie und Talent darin; allein Vernunft und guter Geschmack sind fast gänzlich ausgeschlossen. Der französische Uebersetzer hat viele Fehler seines Originals glücklich verbessert, hat einen Plan gemacht und die Handlung so vertheilt, daß sie Interesse erregt..."

So schrieb man 1792 über „Robert, den Räuberhauptmann," und Abends eilte die Kritik selbst, sich von den gigantischen Situationen dieses Drama's exaltiren zu lassen, so wie von der theatralischen Raserei, welche der Schauspieler Baptiste, der ältere, als Robert seinem sonst geschmackvollen und klugen Spiel substituirte.

Später, als die Nachahmung der ersten Zeiten der Revolution, sonderbar genug, der Nachahmung der Sitten des Mittelalters folgte, glaubte eine gewisse Theaterverwaltung eine sehr gewinnreiche Idee gefaßt zu haben, wenn sie „Robert, den Räuberhauptmann" wieder aufführen ließe. Zu derselben Zeit erhoben alle unsre jungen Schriftsteller das deutsche Theater bis in die Wolken, man errichtete für Schiller und Goethe Piedestale aus den zerbrochenen

Statuen von Corneille, Racine, Voltaire und Molière, und Abends, bei der Vorstellung des „Räuberhauptmanns," riefen die Bewunderer des deutschen Theaters: „Welches unförmliche, unzusammenhängende Stück! Gab es je eine Zusammenstellung von so viel auffallenden Unwahrscheinlichkeiten und Albernheiten! Was denkt denn die Schauspieldirection? Das war gut für unsre Väter; allein wir, die so große Fortschritte gemacht...!" Offenbar können diese Kunstrichter nicht des Widerspruchs beschuldigt werden; die deutschen Dramatiker zu vergöttern und eine Nachahmung von einem ihrer Meisterstücke für eine Rapsodie zu erklären, scheint mir ganz consequent, zumal da der wirklich ridicule Theil des Werkes dem Originale angehört.

Der Verfasser des „Robert, der Räuberhauptmann," nannte sich nicht, als das Stück zuerst auf die Bühne kam, und that klug daran; allein nachher wurde Lachabaussière als Autor dieses Drama's bekannt.

Zur Zeit von Revolutionen gefällt dem durch die Ereignisse exaltirten Geschmack das Uebertriebene und er sucht und benutzt es nach seiner Lieblingstendenz. Im März 1792 nahm Legouvé das heilige Interesse in Anspruch; dagegen proklamirte Lachabaussière das Recht des Säbels und der Muskete und im April trat ein junger Dramatiker, Lemercier, mit einem romantisch pathetischen Drama, „Lovelace" betitelt, auf.

Lemercier war achtzehn Jahre alt, als seine Tragödie „Meleager" mit einem Erfolge gegeben wurde, der ihn aufmunterte, bei dieser Laufbahn zu beharren. Indeß war dies zu wenig, um sich Schwierigkeiten auszusetzen, die er noch lange nicht besiegt hatte.

Der unübertreffliche Roman „Clarisse Harlow" konnte wirklich nicht in die Form eines Drama's eingezwängt werden; denn dieser Stoff braucht so viel Raum, als der englische Schriftsteller sich genommen, um ohne Verwirrung die mächtigen Situationen, die eben so wahr als kräftig gezeichneten Charakter und die glücklich gemischten Contraste zu entwickeln, welche dies Meisterstück eines gründlichen Moralisten enthält. Lemercier's Drama, der Einzelnheiten beraubt, welche die Leser des Romans fesseln, trat in die Classe der alltäglichen Schauspiele zurück; es war ein Inbegriff von Ereignissen, die mühsam ausgewählt waren, um Effect zu machen, in Ermanglung wirklich rührender Situationen. In der Literatur, wie im Kriege, gilt es einen Versuch; allein diesmal hatte Lemercier zu viel auf sich genommen. Man bedauerte die nutzlose Verschwendung einer großen Menge schöner Verse, die verwaist bleiben mußten.

Ein Stück, worin Fleury den Lovelace und Madame Petit, später Talma's Gattin, die Clarisse spielte, konnte nicht ganz fallen; allein der künftige Verfasser des Agamemnon, eines der Meisterstücke der französischen Bühne, hütete sich wohl, die Aufnahme seines

Stücks für einen Erfolg anzusehn. Jedenfalls verlor er nicht die Gewohnheit, zu wagen, und man mußte ihm in der Folge zu seiner Kühnheit Glück wünschen. Der Verfasser des Christoph Columbus und Pinto kann sich schmeicheln, die Wissenschaften, sowohl als Professor, als auch als dramatischer Dichter erweitert zu haben. Früher, als viele Schriftsteller, welche sich diese Ehre aneigneten, zeigte Lemercier die Nothwendigkeit, die Grenzen der theatralischen Handlung zu erweitern und legte vielleicht zuerst die Hand an die alberner Weise geheiligten dramatischen Einheiten. Sein ganzes Leben war eine Protestation gegen die dem Genie angelegten Fesseln und in seinem Alter drängte er die wissenschaftliche Jugend, auf der Bresche der literarischen Vorurtheile zu kämpfen. Grade die aber, deren Befreiung er begünstigte und deren Aufschwung er beförderte, insultiren jetzt diesen Veteranen der Romantik, und verspotten das in Kämpfen für sie ergraute Haupt. Dasselbe genirt sie nämlich in unsrer wissenschaftlichen Republik, einer Art von finanzieller Olichargie, wo die jungen Ehrgeizigen alles Geld und allen Ruhm an sich ziehen wollen, ohne sich die Mühe zu geben, weder das Eine, noch das Andre zu verdienen und nur Kraft des Lobes, das sie sich selbst ertheilen.

Zu der Zeit, wovon ich jetzt spreche, wurden nicht alle Komödien im Harlekinsmantel gespielt. Hier folgt eine, die, glaube ich, das Verdienst der Origi-

nalität hat, und deren Schauplatz ganz Frankreich war. Der ruhige Einwohner der Departements, hauptsächlich der gläubige Bürger empfing nämlich eines Morgens einen schön geschriebenen, gestempelten Brief von Paris. Er öffnete ihn; sofort wurde seine Aufmerksamkeit gefesselt und sein Herz schlug heftig. Der unbekannte Schreiber des Briefes war ein Mann von Stande, wenigstens ein Marquis und von den „Rebellen" zu Paris in's Gefängniß geworfen. Die Person, an die sein Brief adressirt war, hatte man ihm auf's Vortheilhafteste geschildert und daher vertraute er ihr ein Geheimniß von hoher Wichtigkeit.

Der edle Unbekannte war mit seinem Golde, das sein Kammerdiener in Barren gegossen, seinen Diamanten und den Dokumenten seiner unermeßlichen Besitzungen geflohen und zwar bis in die Nähe des Orts, wohin der Brief adressirt war. Hier, von Gensd'armen verfolgt, flüchtete er sich in ein Gehölz und vergrub seine Schätze an verschiedenen Orten. Sobald es Tag geworden, zeichnete er mit Bleistift einen Plan, um das Vergrabne wiederfinden zu können. Dieser Plan befand sich aber in einem Packet, das bei der Flucht des Unbekannten in die Hände der Gerichtsdiener gefallen war. Um es diesen zu entziehen, den Plan dem Bürger zu schicken und dann mit ihm die verborgenen Schätze zu theilen, war aber Geld nöthig.

Verlangt wurde nur eine Kleinigkeit von 300

bis 400 Franken; allein angeboten wurden bis zu 100,000 Franken. Die Adresse, unter welcher dies Geld eingesendet werden sollte, war mit pünktlicher Genauigkeit angegeben, und man ging so weit, selbst den Empfang anzuzeigen. Die Betrognen warten aber noch jetzt auf den Plan.

Diese Art von Gaunerei nannte man Briefe von Jerusalem; sie wiederholte sich, bis Péthion die Sache erfuhr und das Publikum durch ein Circular davon unterrichtete. Mein Vater büßte bei dieser Gelegenheit, wie er mir später gestand, auch 400 Franken ein. Außerdem beschäftigte noch das Tagsgespräch ein Duell zwischen einem Offizier der königlichen Garde, Namen Pâris, und Boyer, einem eifrigen Patrioten. Der Erstere hatte die Ausforderung im Journale für Stadt und Hof veranlaßt.

Das Duell hatte seltsame Umstände; die Kämpfer wollten nackt fechten; jeder mit zwei Pistolen und einem Säbel bewaffnet. Der Gebrauch dieser Waffen sollte willkürlich sein. Da kein bestimmter Termin für den Zweikampf festgesetzt war, so sah man mehrere Tage hinter einander Wagen in's Gehölz von Boulogne eilen. Diese empfindsamen Schönen, welche täglich über die Schrecken der Revolution klagten, ärgerten sich aber sehr, als sie erführen, das Duell werde heimlich und an einem verschlossenen Orte stattfinden.

Der Wonnemond von 1792 zeichnete sich durch

politische Zänkereien aus. Außer dem nur erwähnten Duell wurden auch Röderer und Collot-d'Herbois, ich weiß nicht warum, uneinig. Einen wunderlichen Brief des Ersteren, der zu dieser Streitigkeit gehört, kann ich meinen Lesern unbedenklich zum Besten geben. Röderer schrieb:

„Ich habe öffentlich und unter vier Augen oft genug gesagt, Sie wären ein honetter Mann; allein Sie bleiben dabei, das Gegentheil von mir zu sprechen. Da ich meiner Rechtschaffenheit gewiß bin, so zweifle ich nun an der Ihrigen, und da das Gute, was ich von Ihnen gesprochen, dem Schlechten, was Sie von mir geredet, um so mehr Glauben verschafft, ich mich aber für gleich fähig halte, wie Sie, die Nationalsache zu unterstützen; so werde ich Sie den Gerichten als einen Verläumder anzeigen. Morgen sollen Sie die Citation empfangen."

Es ist zu bedauern, daß Röderer einen so lustigen Streit vor die Justiz brachte. Ein so witziger Kopf, wie sein Gegner, konnte nur Pikantes antworten; Röderer würde ihm auf eine ergötzliche Art die Spitze geboten und das Ganze eine heitre Episode zu den ernsten Ereignissen der Zeit gebildet haben.

In Ermanglung solcher Erholung hatte man aber in Paris Gelegenheit genug zu anderer. So muß es für die gesetzgebende Versammlung ein sehr scherzhafter Auftritt gewesen sein, als am 11. Mai der Vikar von St. Marguerite mit einem Mädchen vor den Schran-

ken der nur genannten Versammlung erschien und erklärte, daß er dieses Mädchen heirathen wolle. Es war dies die erste offne Ehe eines Priesters, wenn ich nicht irre.

Die Versammlung bewies stürmisch ihren Beifall, und der Präsident Lacuée erklärte, daß die Repräsentanten der französischen Nation das Benehmen des Vikars billigten, als er aber eine Ermahnung von „Fruchtbar sein und sich Mehren" hinzufügen wollte, belehrte ihn ein Blick auf die Braut, daß dieser Wunsch überflüssig sei. Das Pärchen erhielt die Ehre der Sitzung.

Eine ernstere Anekdote erinnerte zu Ende des Mai lebhaft an eine skandalöse Celebrität, mit der man sich 1786 viel beschäftigte, die aber seitdem gänzlich vergessen worden war.

Die Gräfin Lamothe, die nach London emigrirt war, hatte nämlich an einen Buchhändler eine Schrift verkauft, betitelt: „Vie de Jeanne de St. Remy, comtesse de Valois." In diesem Werke stellte sie die berüchtigte Halsbandgeschichte in einem neuen Lichte dar und behauptete, die Königin habe durch ihre Vermittlung, zu Trianon, häufige Zusammenkünfte mit dem Cardinale Rohan gehabt und sei der Unterhandlung wegen des Halsbandes nicht fremd gewesen. Ich enthalte mich jeder Erklärung darüber, ob diese Behauptungen wahr oder unwahr seien und bemerke nur, daß kurz vor der Revolution Frau von Polignac

und nach ihr die Prinzessin von Lamballe sich im Auftrage der Königin nach England begeben hatten. Uebrigens bewiesen authentische Briefe, daß sie ihre Mission mit Frau von Lamothe in Verbindung gebracht.

Das Buch, mochte es nun Verleumdung oder Wahrheit enthalten, kam gedruckt nach Paris und wurde von dem Buchhändler Goeffier mit 6000 Livres bezahlt. Die Königin, davon unterrichtet, ließ einige Besorgniß deshalb bemerken und befahl aus unkluger Uebereilung, sogleich alle Exemplare zu kaufen, die Laporte mit 14,000 Livres bezahlte. Dieser ersten Unvorsichtigkeit fügte der Hof eine zweite bei; die dreißig Ballen des Werks wurden nämlich sehr geheimnißvoll in der Porzellanfabrik von Sevres verbrannt.

Man sah Jäger zu Pferde und Gardisten auf der Straße von Paris nach Sevres hin und her eilen. Einige Spione folgten ihnen und am Abende des 28. Mai verrieth der Wiederschein der Flamme auf den Mauern der Fabrik die Einäscherung des vom Hofe proskribirten Buchs.

Dies sehr unwichtige Ereigniß wurde noch denselben Abend der gesetzgebenden Versammlung durch Merlin de Thionville und Chabot als eine große Conspiration gegen die Nation angezeigt und in einer nächtlichen Sitzung erklärte man, das Vaterland sei in Gefahr. Tags darauf decretirten die Repräsentanten, auf Carnot's Bericht, ihre Sitzung für perma-

nent. Durch ein Decret vom vorigen Tage war die königliche Garde wegen ihres „Incivismus" verabschiedet worden. Der Ausdruck „Incivismus" war übrigens zu gemäßigt; wie leicht zu begreifen, paßte das Wort „Verrath" besser. Die Offiziere dieser Garde, erklärte Feinde der Constitution, hatten unter den Linientruppen Leute geworben, die offne Feinde der Constitution waren und allmählig die in dies prätorianische Corps eingetretenen Nationalgardisten daraus entfernt. Um sie desto besser los zu werden, waren Fechtmeister und Raufer angeworben worden, die bei jeder Gelegenheit ihre patriotischen Cameraden herausforderten. Oeffentliche Beamte, Deputirte, selbst die constitutionellen Minister waren von diesen Soldaten der Krone insultirt worden. Die Nationalversammlung that also Recht daran, sie aufzulösen.

Die Gräfin Lamothe erfuhr übrigens nicht mehr das nicht zu berechnende Resultat der Publikation ihrer fast unbedeutenden Memoiren; eine schreckliche Katastrophe hatte ihr Leben vor dem Drucke dieses Buchs geendigt. Mitten unter ununterbrochenen Ausschweifungen, hatte die Gräfin, die namentlich auch dem Trunke fröhnte, noch einige Trümmer von Jugend und Schönheit erhalten. Seit einiger Zeit dem traurigsten Elende Preis gegeben, verkaufte die Lamothe den ephemeren Genuß ihrer befleckten Reize nur noch an gemeine Wollüstlinge und eines Nachts wurde sie in Folge eines Streites, dessen Einzelnhei-

ten nicht hinlänglich bekannt geworden, aus einem Fenster der dritten Etage herabgestürzt und zerschmetterte sich den Kopf auf dem Pflaster. Die ersten Vorübergehenden fanden ihren zerschlagnen Körper, nur mit einem Hemde bedeckt und durch einen Rest von Wärme verrathend, daß das Leben nur entflohen war. — So endigte diese Intriguantin, welche vordem nahe daran war, zu Versailles Favorite zu werden, und die, wie es hieß, einige Augenblicke auf dem Punkte stand, bei der Königin denselben Einfluß zu erlangen, wie die Polignac.

Welcher gewissenhafte Schriftsteller möchte behaupten, die gesetzgebende Versammlung habe nicht Ursache gehabt, dem Hofe in dem Augenblicke zu mißtrauen, wo die durch die Intriguen desselben Hofs herbeigerufenen fremden Heere schon auf französischem Boden standen? Und hätte man auch Ludwig das Vertrauen geschenkt, was er weder durch einen offnen Beitritt zur Constitution, noch durch den Muth verdiente, den Feinden der neuen Ordnung der Dinge zu widerstehn, schien es dann nicht auch blos natürlich, an Vertheidigung der Hauptstadt zu denken, welche die fremden Truppen in wenig Tagen erreichen konnten? Wie also war es möglich, zu behaupten, der Kriegsminister Servan habe den König verrathen, als er am 8. Juni der Nationalversammlung vorschlug, bei Paris ein Lager zu bilden. Dieses Lager, welches 20,000 Nationalgardisten bilden sollten, würde übri-

gens eine Garantie gegen den Abfall der Linientruppen geboten haben, auf welche sich der traurige Einfluß der Emigrirten bei Mons und Lille gezeigt. Auf welcher Seite, frage ich, war Verrath zu vermuthen? Bei einem, zwar girondistischen, aber dem Nationalinteresse ergebenen Ministerium, oder bei einem Hofe, dessen Handlungen, trotz aller Versprechungen, gegenrevolutionair waren?

Ungeachtet der tausend Beweise von den durch die widerspenstigen Priester in den Departements veranlaßten Unruhen, hatte doch der König seine Sanction dem Decrete versagt, was gegen diese Geistlichen repressive, aber konstitutionelle Maßregeln anordnete. Und wie soll man das Veto rechtfertigen, welches die Ausführung des Decrets in Bezug auf Bildung des Lagers verbot? Etwa durch Wiederholung dessen, was der Hof ausstreuen ließ, daß nämlich dieses Lager von den Ohnehosen bestimmt sei, den monarchischen Einfluß der Pariser Nationalgarde zu unterdrücken, und den König vertheidigungslos den mörderischen Volkshaufen zu überliefern? Man wird bald diese Volkshaufen, welche vielleicht einen wilden Anblick gewähren, sobald ihre Furcht und Besorgnisse gegründet sind, im Anzuge gegen das Schloß sehen. Sie werden hart zu dem Souverain sprechen und schonungslos sein zweideutiges Benehmen tadeln; allein die Gewaltthätigkeiten, die von der Treue abgewehrten Bayonnetstiche, kurz die Mordversuche auf Lud-

wig XVI. und seine Familie am 20. Juni werden von allen Vernünftigen den Fabeln zugerechnet bleiben, und ich hoffe zu beweisen, daß die unparteiische Geschichte sie in diese Klasse verweisen muß, sobald die Leidenschaften verstummt sein werden.

Der Hof sah, um es kurz und deutlich zu sagen, die Bildung eines Korps unter den Mauern von Paris ungern, weil es ein Hinderniß mehr für die Fremden war, die er als seine Befreier erwartete. Außerdem ist böslich behauptet worden, Ludwig XVI. sei von der beabsichtigten Bildung eines Lagers von 20,000 bewaffneten Bürgern nicht unterrichtet worden. Die Minister hätten ihm zwar wiederholt die Nothwendigkeit einer solchen Defensivmaßregel vorgestellt; allein der König war, wie gewöhnlich, einer bestimmten Antwort ausgewichen, oder hatte sie verschoben. — — Roland schrieb sogar einen Brief an seine Majestät, der Alles enthielt, was die Umstände erheischten; allein dieses Schreiben und alle Eröffnungen im Konseil blieben wirkungslos; ja am 12. Juni machte der Hof aus jenem Briefe einen Anklagepunkt gegen Roland. Der Vorwand, die sansculottischen Minister zu entlassen, war gefunden; Servan, Clavières und Roland verloren ihre Portefeuille's den 13.; Dumouriez, Duranthon und Lacoste aber behielten die ihrigen, doch nur fünf Tage länger als ihre Kollegen.

Die gesetzgebende Versammlung, von der Partei der Girondisten geleitet, wie die Höflinge sagten, in

Wahrheit aber aus einem Gefühle von Dankbarkeit, erklärte: die Nation bedauere den Abtritt der Minister Clavières, Roland und Servan. Die Pariser wußten, trotz des rauhen Aeußern jener Männer, sie doch nach ihren Handlungen zu schätzen, und bedauerten gleichfalls drei Beamte, die zuerst unter den Ministern der Revolution im Interesse dieser letztern ihr Amt verwaltet. Dem Verdrusse der Menge mischt sich fast immer eine lebhafte Abneigung gegen die bei, welche ihn hervorgerufen, und da das Volk, wie erwähnt, nur mit Heftigkeit verfahren kann, so steigert sich sein Mißvergnügen gewöhnlich zur Insurrektion. Nun hielten es die Pariser im Juni 1792 für ungesetzlich, daß der König ins Geheim die Umtriebe der widerspenstigen Priester begünstigte; daß er durch sein Veto die Hauptstadt einer Hülfe von 20,000 bewaffneten Bürgern beraubte, im Augenblicke, wo der Feind sie bedrohte, und endlich, daß er patriotische Minister blos deshalb entlassen, weil sie dem Vaterlande heilsame Maßregeln vorgeschlagen.

Es ist leicht zu begreifen, daß von diesem Zustande der Volksaufregung bis zu einer drohenden Demonstration nur noch ein Schritt zu thun war. Die Bewegung vom 20. Juni lag in den Umständen, ehe noch der Parteigeist den geringsten Einfluß darauf geübt. Später gab dieser allerdings seinen Antheil zu den stürmischen Elementen. Die Jakobiner bearbeiteten das Volk, weil Zertrümmerung des Thrones ihr

Zweck war, und die Girondisten thaten dasselbe aus Rache; endlich bearbeiteten auch die Orleanisten die Menge, um ihre gewöhnlichen Pläne ins Werk zu setzen. Jede dieser Parteien ließ vom 17ten an die Journale ihrer Meinung auf den Hof losziehen. „Freunde," rief Gorsas, „wir müssen unter die Fenster des Königs nicht die Eiche der Freiheit pflanzen, sondern eine Espe!" — Dieser elende Kalemburg wurde applaudirt.

Während die öffentlichen Blätter die Aufregung des Volks unterhielten, durcheilten die verschiedenen Parteimänner die Sektionen, hauptsächlich die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau; Sillery-Genlis und Laclos wurden unter diesen Emissären erblickt; Albite, Bazire, Merlin de Thionville, Goupilleau, Lasource und Chabot, glühende Apostel der Republik, bearbeiteten die Massen im Interesse ihrer Sache, und die Kommun von Paris, wie es hieß, damals den Girondisten zugethan, ließ durch Péthion den Municipalbeamten Panis und Sergent auftragen, in ihrem Namen die Volksklassen anzuregen, von denen man einen Handstreich erwartete.

Am 19. Juni war in den elyseischen Feldern ein Festmahl von 500 Kouverts, woran die ganze linke Seite der Nationalversammlung Theil nahm. Der Schauspieler Dugazon sang dort Kouplets gegen den Hof, die stürmischen Beifall fanden. Anacharsis Clooß, der Redner des Menschengeschlechts, legte salbungsvoll

dar, und nicht ohne Störungen von Seiten seiner schweren Zunge, daß der König Tags darauf abgesetzt sein werde. Nach beendigtem Mahle begaben sich die Versammelten an ihre schon bestimmten Posten und brachten die Nacht mit den Haupträdelsführern in den Schenken hin. Der Ausbruch des Aufstandes war für den nächsten Morgen festgesetzt, und Sergent und Panis gaben durch ihr Erscheinen auf dem Café Cibé, beim Thore St. Antoine, das Zeichen dazu.

Ein insurgirter Volkshaufe hat nicht das angenehme Aeußere einer ausgewählten Truppenzahl, über die Revüe gehalten wird. Die 8000 Menschen (die Uebertreibung hat ihre Zahl auf 30,000 gesteigert), die am 20sten früh vom Thore St. Antoine aufbrachen, waren allerdings nicht lieblich anzusehen. Es war eine Masse von Köhlern, Fleischern mit nackten, muskulösen Armen, Lastträgern, Arbeitern und Frauen der Halle mit rothen Gesichtern und fliegenden Haaren, eine Mischung aller Alter und Geschlechter, die unter drohendem Geschrei ihre Waffen schwenkten, welche aus Säbeln, verrosteten Piken, Mistgabeln, Feuerzangen, Beilen, Hämmern und Aexten bestanden. Kaum konnte man sich eines Schauders erwehren beim Anblicke von ein Paar alten, absichtlich zerfetzten Hosen, die als Fahne dienten, um an den Spottnamen zu erinnern, welcher von der Geringschätzung des Hofes dem Volke gegeben und von diesem enthusiastisch angenommen worden war.

Die Insurgenten hatten sich in drei Haufen getheilt, deren ersten der Brauer Santerre, den zweiten ein gewisser St. Hurugué und den dritten die Théroigne de Mericourt führte, eine berüchtigte Amazone und Demagogin, ohne Zweifel vom Geiste der Räthin Martineau beseelt, welche die Partei der Fronde belebte. Die Insurgenten brauchten einen Theil des Tags, um sich vom Platze der Bastille nach der Nationalversammlung zu begeben, und defilirten vier Stunden lang durch die Straße St. Honoré.

Um zwei Uhr trat eine Deputation des Volks in den Saal der Nationalversammlung; denn nur auf einen ausdrücklichen Beschluß der Repräsentanten kamen die Insurgenten in Masse dahin. Man hat hier von teuflischen Mienen und wilder Freude des Volks, von seinen Tiger- und Hyänenblicken gesprochen, was ich aber in das Reich der Fabeln verweise. Ich sah jene Generation und kann versichern, daß sie nicht anders wie die jetzige gebildet war.

Die Insurgenten, wiederhole ich, kamen nur mit Wissen und Willen der Repräsentanten in den Saal, selbst die Deputation war von einem Huissier gerufen, was eine Aeußerung von Lacroix beweist:

„Es ist wichtig," sagt er, „für die gesetzgebende Versammlung, zu wissen, daß die Deputation von einem Huissier gerufen worden, und nachdem sie ihren Irrthum erkannt, sofort zurückgekehrt ist."

Was das Geschrei Huguenin's gegen den König betrifft, von dem man gesprochen, so folgen hier die stärksten Stellen seiner Rede:

„Gesetzgeber,

Das französische Volk theilt Ihnen heute seine Furcht und Besorgnisse mit, und hofft endlich deren Abstellung. Dieser Tag erinnert an den denkwürdigen 20. Juni, wo die im Ballhause vereinigten Volksrepräsentanten schwuren, der Sache des Vaterlandes treu zu bleiben. Denken Sie daran und vergessen nicht, daß Sie dem Volke dafür verantwortlich sind. Im Namen der Nation, die jetzt auf diese Hauptstadt blickt, erklären wir, daß des Volks Muth der Größe der Gefahr gleicht, und daß es bereit ist, seine Schmach zu rächen. Widerstand der Unterdrückung entgegenzusetzen, ist nach dem zweiten Artikel der Erklärung der Menschenrechte erlaubt."

„Welches Unglück ist es aber für freie Menschen, Ihre Konstituenten, sich genöthigt zu sehen, die Hände in das Blut der Verschwornen zu tauchen! Die Würfel sind gefallen; der Haß hat sich offen ausgesprochen; Blut muß fließen, oder nie wird der Baum der Freiheit in Frieden gedeihen können."

„Repräsentanten, wundern Sie sich nicht hierüber; wir gehören keiner Partei an, und wollen nur die Konstitution."

In Bezug auf den König sprach Huguenin:

„Die Regierung ist nicht im Einklange mit Ihnen,

was die Entlassung der patriotischen Minister hinlänglich beweist. Das Glück eines freien Volks hängt also von der Laune eines Königs ab? Muß aber nicht der König, was das Gesetz gebietet? Das Volk will es so, und sein Kopf ist wohl so viel werth, als die Häupter der Gekrönten — jener Kopf, welcher der Stammbaum der Nation ist, und vor dieser kräftigen Eiche muß sich das schwache Rohr beugen....."

„Bedenken Sie das; wir geben nicht im Geringsten nach; die Freiheit darf keinen Augenblick suspendirt werden, und ein Einziger darf den Willen von 25 Millionen nicht hindern. Lassen wir ihm aus Achtung seinen Posten, so geschieht es nur, damit er ihn der Konstitution gemäß versieht, außerdem ist er nichts mehr für uns."

Allerdings kann man diese Aeußerungen Geschrei nennen; allein welcher Unparteiische möchte behaupten, daß die Furcht, von der sie diktirt worden, nicht gegründet, das Vaterland nicht in drohender Gefahr und die Ungeschicklichkeit der Regierung nicht evident gewesen wäre?

Sobald der Präsident Français de Nantes erklärt hatte, das Volk könne vor der Nationalversammlung defiliren, rückten die Massen unter Vortritt von etwa acht Musikanten und von Santerre und St. Hurugué sehr ordentlich geleitet in den Saal. Die einzigen Gesänge und Ausrufungen, die gehört wurden, waren „Ça ira" und „Vivent les sans-culottes!" — Ein

Mann, der ein Kalbsherz auf einer Pike trug, mit der Inschrift: „Aristokratenherz", wurde aus dem Saale geschafft, und Niemand beschwerte sich darüber. —

Nachdem halb vier Uhr Nachmittags der Zug defilirt war, erschien Santerre vor den Schranken: „Meine Herrn," begann er, „die Bürger der Vorstadt St. Antoine sind gekommen, um ihr Leben für die Vertheidigung Ihrer Dekrete anzubieten. Sie ersuchen Sie, für die von Ihnen erhaltenen Beweise von Freundschaft, diese Fahne anzunehmen."

Man muß gestehen, das Volk verfuhr im Schlosse auf andere Art; allein wie sehr hat die Lüge und die Leidenschaft auch die dortigen Ereignisse entstellt und übertrieben!

Die gewaltthätige Menge schonte weder Gitter noch Thore der Tuilerien, und das Beil bahnte ihr einen Weg bis in die innersten Gemächer; allein sein Zorn oder, wenn man will, seine Wuth äußerte sich nur im Zerstören von Geräthschaften. Alles, was von einem Attentat auf das Leben des Königs gesagt worden, ist ein Gewebe von Lügen. Zwar spreche ich nicht als Augenzeuge, indem ich mich damals in England befand; allein mein Vater, der sein ganzes Leben hindurch der Wahrheit huldigte, hatte am 20. Juni die Wache im Schlosse. Nach seiner Erzählung mache ich meinen Bericht, und mein Vater war so wenig raltirter Anarchist, als ich. Indeß dachte er auch,

daß man den Ruhm einer Nation nicht einem Einzigen zum Opfer bringen dürfe, selbst wenn dieser ein König sei.

Als sich die Insurgenten vor der letzten Thür befanden, die sie von Ludwig XVI. trennte, öffnete der König diese selbst und trat ihnen ruhig mit einem steifschen Lächeln entgegen. Ich beeile mich, es zu sagen, der König war an diesem Tage ein Held von Resignation. Dieser Fürst hatte eine Stunde vor Ankunft des Volks zu Jemand von seiner Umgebung lächelnd gesagt: „Es könnte wohl sein, daß der Erbrepräsentant der Nation das Ende dieses Tages nicht sähe.“

Als Ludwig die Thür seines Zimmers öffnete, befanden sich mehrere, zum Theil weißgekleidete Priester bei ihm, die sich sofort entfernten. Der Monarch rief, seinen Hut schwenkend: „Es lebe die Nation!“

Was die Geschichte von der rothen Mütze betrifft, welche man dem Könige aufsetzte, so wird dieser Vorfall verschieden erzählt. Ludwig stand in der Mitte des Haufens, der sich um ihn dicht drängte, und man kann nicht entscheiden, ob ihm die Mütze von Legendre aufgesetzt wurde, oder ob er sie selbst verlangte, wie der Verfasser der „**Révolutions de Paris**“ berichtet. Gewiß ist aber, daß sich ein Mann dem Könige näherte, ihm eine Bouteille reichte und verlangte, er solle auf die Gesundheit der Nation trinken. Erst suchte man ein Glas, da aber keins

in der Nähe war, trank der Monarch aus der Bouteille. —

Die Geschichte von dem angeblich auf die Brust des Königs gezückten Bayonnette, das ein Jäger der Nationalgarde mit der Hand abgewehrt haben soll, ist eine boshafte Erfindung; durchaus nichts der Art fiel in dem Zimmer vor, wohin das Volk gedrungen war. Dieses, von den letzten Verfügungen Ludwigs gereizt, sprach freilich nicht mit der dem Souverän schuldigen Achtung zu ihm; seine Redner, unfähig harte Wahrheiten verblümt auszudrücken, fragten den König geradezu, fielen ihm ins Wort, und Mehrere nannten ihn Du, während gerufen wurde: „Fort mit dem Veto! Sanktionirt die Dekrete! Ruft die patriotischen Minister zurück! Es lebe die Nation!" — Eben so wahr ist, daß inmitten des Tumultes der Monarch sich als einen würdigen Abkömmling Heinrichs IV. zeigte, und erklärte, er werde nie die Rechte aufgeben, welche ihm die Konstitution verleihe, weil er deren Aufrechthaltung beschworen habe.

Dieser Tag war einer der glorreichsten im Leben Ludwigs XVI. — — Endlich ist es jetzt durch einstimmiges Zeugniß aller glaubwürdigen Zeitgenossen erwiesen, daß nach dieser so muthvollen, aber den Absichten der Insurgenten so entgegengesetzten Erklärung keine weitere Unordnung vorfiel. Demnach suchte die bewaffnete Menge ihre Pläne nicht mit Blutvergießen durchzusetzen. Indeß bin ich weit entfernt,

zu behaupten, daß die Faktionen keine blutigen Absichten gehabt; allein Huguenin hatte Recht; diese unzufriedene Volksmasse gehörte zu keiner Partei.

Die im Garten von der unzählbaren Menschenmenge, die ihn bei dieser Gelegenheit erfüllte, geführten Reden sind als der Ausdruck wilder Freude bezeichnet worden. Der ruhige Beurtheiler wird aber nur eine bei solcher Aufregung gewöhnliche Zügellosigkeit der Zunge darin finden. Hier folgen einige dergleichen Reden, ohne daß ich jedoch ihre Glaubwürdigkeit garantire:

„Die rothe Mütze, mit der wir ihn geputzt haben, muß ihm drollig stehen," sprach Manuel.

„Alles ist im besten Gange," meinte Gorsas, sich die Hände reibend; „wir werden bald Köpfe auf den Piken sehen."

„Wie schön!" rief der Maler David in seinem Künstlerenthusiasmus, als er das Volk durch die Fenster und über die Dächer sich in die Gemächer stürzen sah.

„Der König ist todt!" erscholl es mehrmals im Gedränge.

„Es lebe Philipp!" fügten zwei bis drei Andere hinzu, die aber keinen Anklang fanden.

Im Schlosse ereignete sich aber ein Auftritt, der schrecklich und erhaben zugleich war. Von jener Wuth getrieben, die sich noch nicht königlichen Personen gegenüber befunden und bisher nur in Worten geäußert

hatte, ließ ein Aufrührer, eine Thür aufstoßend, die Drohung hören: „wo ist die Königin, wir wollen ihren Kopf!“

„Hier ist die Königin!“ antwortete ein junges Frauenzimmer, ruhig vortretend.

„Nein, nein! das ist nicht die Königin, sondern Madame Elisabeth,“ riefen schnell zwei Offiziere und warfen sich vor die engelgleiche Prinzessin.

„Ach! meine Herrn, enttäuschen Sie sie nicht. Ist es nicht besser, daß sie mein Blut vergießen, als das meiner Schwägerin?“

Der die Drohung ausgesprochen hatte, wollte gewiß keines Menschen Blut vergießen; stumm vor Bewunderung und Thränen in den Augen kehrte er schnell unter die Menge zurück.

Marie Antoinette war in ihrem Zimmer durch Haussonville, Choiseul-Stainville, Montmorin und andere Höflinge zurückgehalten worden; allein nicht weniger muthig, als ihr Gatte und ihre Schwägerin, wollte sie ihrer Umgebung entfliehen.

„Mein Platz ist beim Könige!“ rief sie weinend. „Meine Schwägerin darf ihm nicht allein zum Walle dienen.“

„Ihr Platz ist bei Ihren Kindern,“ erwiderten die Anwesenden.

Die Königin besiegte aber den ihr entgegengesetzten Widerstand und eilte durch den Saal des Konseils, wo ihr der General Wittengloff und der Kriegsminister

Lajard begegneten, sie aufhielten, die Tafel des Konseils quervor setzen ließen, um nöthigenfalls eine Barrikade daraus zu machen, und die Fürstin nöthigten, hinter dieser Art von Verschanzung zu bleiben. Marie Antoinette verlangte ihre Kinder, welche die Baronin Makau und die Gräfin Soucy zu Brunyer, dem Arzte des Königs, geschafft hatten. Man brachte sie ihr zurück; sie ließ dieselben auf die Tafel setzen und setzte sich selbst, umgeben von den Prinzessinnen von Lamballe, Chimay, Torreuse, der Herzogin von Duras, den Marquisen von Laroche-Aymon, Toursel, Genistant und der Gräfin Maillé, in deren Nähe. Eine Doppelreihe von Nationalgarde stellte sich vor die Tafel. Mein Vater war auch mit da. Zwei andere Abtheilungen nahmen, vier Mann hoch, an beiden Enden der Tafel Platz.

Während dies in Paris vorging, zechte die Emigration zu Koblenz, spielte und pflegte der Liebe und des Leibes.

Trotz dieser Vertheidigungsanstalten schmähte eine Frau, die in den Saal gedrungen, die Königin, warf eine rothe Mütze mit dreifarbigen Bändern auf den Tisch und verlangte gebieterisch von ihrer Majestät, die sie Madame Veto hieß, ihren Sohn mit den Farben der Freiheit zu schmücken. Man wollte gehorchen, als ein großer, starker Mann eintrat, das Weib mit der Hand zurückstieß und ihr befahl, sich zu entfernen. — — Es war Santerre.

Wieder ein Mann, der sehr leichtsinnig beurtheilt worden. Seine rauhe Stimme, seine plumpe Beredsamkeit, seine abstoßende Physionomie und der Drang der Umstände, der sein Benehmen öfters wider seinen Willen bestimmte, haben bewirkt, daß man ihn den schrecklichsten Terroristen der Revolution beigezählt hat. Indeß war dieser Demagog weder boshaft noch grausam; er überließ sich blind dem Parteigeiste, nie aber unterdrückte er jemand aus eignem Antriebe. Ein Unglücklicher, von welcher Partei er auch sein mochte, machte sein Mitleid rege; Thränen und Schmerz entwaffneten stets seine Hände.

Santerre hatte sich eine unumschränkte Gewalt über die Menge erworben, und setzte sie beliebig in Bewegung. Bei seiner Ankunft im Saale ließ er das Volk sich daraus entfernen, stützte sich dann auf die Tafel, und betrachtete einen Augenblick die Königin, welche bei seinem Anblick schauderte.

„Fürchten Sie nichts," begann Santerre, so sanft, als es ihm möglich war; „weder Ihnen, noch dem Könige und Ihren Kindern soll in meiner Gegenwart auch nur ein Haar gekrümmt werden, und ich würde der Erste sein, Sie zu vertheidigen, wenn jemand Ihre Person antastete. Bedenken Sie, daß man Sie mißbraucht, und daß es gefährlich ist, das Volk zu täuschen."

Die Menge hatte sich genähert, um die Worte ihres Orakels zu hören; allein Santerre trieb sie

drohend und scheltend zurück, und zitternd gehorchte man ihm.

Kurz darauf kam Péthion ins Schloß, und befahl dessen Räumung mit der seltsamen Formel: „Bürger und Bürgerinnen, Ihr habt den Tag würdig und klug begonnen, und bewiesen, daß Ihr frei seid. Endigt ihn ebenso, indem Ihr meinem Beispiele folgt, und zu Bette geht.“

Die Menge zerstreute sich. — Dies ist die unparteiische Darstellung des 20. Juni; nicht ein Tropfen Blut wurde vergossen, und der König befand sich keinen Augenblick in Gefahr. Der Deputirte Mathieu Dumas, welcher nach der Nationalversammlung eilte, und Besorgnisse wegen Ludwigs Leben äußerte, gehorchte nur einem panischen Schrecken.

Ohne Zweifel war dieser Tag zu beklagen; allein er konnte von Nutzen sein, wenn die drohende Entwicklung der Volksmacht auf den Hof einen Eindruck gemacht hätte, was aber nicht der Fall gewesen war. Am 21. Juni ließ man Friedensrichter nach den Tuilerien kommen, um den durch den Einbruch des vorigen Tags angerichteten Schaden zu konstatiren. Während diese Beamten protokollirten, zeigte ihnen die Königin die zerbrochnen Thüren und Meubels, und wiederholte öfters mit bitterem Lächeln: „Alles das ist nicht allzu konstitutionell.“ — Diese Aeußerung mochte schon wahr sein; allein das Volk hatte die Konstitution nicht zuerst verletzt.

Merlin de Thionville, der bei diesem richterlichen Verfahren gegenwärtig war, verfolgte die Operation mit Thränen in den Augen.

„Sie weinen, Herr Merlin," begann die Königin sanft, „den König und seine Familie so grausam von einem Volke behandelt zu sehn, das sie stets glücklich machen wollten."

„Allerdings weine ich," entgegnete der Deputirte, „allein über das Unglück einer schönen, empfindsamen Frau und Mutter; keine meiner Thränen gilt dem Könige und der Königin; ich hasse die Könige!"

Welche Täuschung für Marien Antoinetten!

Am 21. fürchtete man einen Augenblick die Rückkehr der Unruhen des vorigen Tages. Als sich das Gerücht davon im Schlosse verbreitete, rief der kleine Dauphin: „Ist denn gestern noch nicht vorbei?"

Am 20. war Péthion nur im Schlosse erschienen, um das Volk zur Rückkehr zu mahnen, und doch hatte er in Ludwigs Augen die meiste Schuld. Der Hof hatte ihn zum Maire gewünscht, damit er sich solle durch seine Popularität hinreißen lassen, Unruhen zu stiften. Dies war nicht geschehn, und wurde jetzt überflüssig, da die Fremden schon auf französischem Boden standen, und nicht erst dazu veranlaßt zu werden brauchten. Die Royalisten betrachteten also den Aufstand, der ihnen im April sehr willkommen gewesen, jetzt als ein Majestätsverbrechen.

Am 21. Abends begab sich Péthion in die Tui-

lerien, um die königliche Familie zu ermuthigen. Er traf den König im Spielsaale mit etwa 30 Höflingen und Offizieren der Nationalgarde. Ludwig empfing den Maire mit jenem Augenblinzeln, was immer die Unzufriedenheit des Monarchen andeutete, und begann:

„Herr Maire, ist Paris ruhig?"

„Sire, das Volk hat seine Vorstellungen gemacht, und zwar nach seiner Art, etwas derb. Es ist ein Redner, bei dem man es nicht zur Initiative kommen lassen muß. — Jetzt ist Alles ruhig."

„Gestehen Sie nur," fuhr der König in einem bewegten Tone fort, „daß der gestrige Vorfall ein großer Skandal war, und daß die Municipalität nicht Alles gethan hat, um den Aufstand zu unterdrücken."

„Sire, die Municipalität fürchtet nicht, ihr Benehmen beleuchtet zu sehn; sie weiß, daß sie der öffentlichen Meinung Rechenschaft dafür schuldig ist, und wird ihre Pflicht thun."

„Und wie sieht es in Paris aus?"

„Ich kann versichern, daß Alles ruhig ist."

„Das ist nicht wahr."

„Sire, der Beamte des Volks — — —"

„Schweigen Sie."

„Der Beamte des Volks," begann Péthion wieder langsam und fest, „hat nicht zu schweigen, wenn er die Wahrheit spricht, und seine Pflicht thut."

„Uebrigens sind Sie für die Ruhe von Paris verantwortlich.“

„Sire, die Municipalität — —“

„Gut, entfernen Sie sich.“

„Die Municipalität,“ fuhr Péthion ruhig fort, „kennt ihre Pflicht, und braucht nicht erst daran erinnert zu werden.“

Sofort machte der Maire drei Verbeugungen, und entfernte sich langsam.

Man muß die Menschen beurtheilen, wie sie sich geben. Péthion war kein Parteimann; kein geschichtliches Dokument liefert den Beweis dazu. Wer aber, der so populär, wie Péthion war, und gleich ihm über den Sturm zu gebieten vermochte, hätte sich nicht durch des Königs Benehmen beleidigt gefühlt? Péthion veranlaßte nicht den blutigen 10. August; allein er that nichts, um ihn zu hindern. Der Abend des 21. Juni hatte zuviel Galle bei ihm zurückgelassen.

Im Tumulte des 20. konnte ein aufmerksamer Beobachter im Garten der Tuilerien, auf der Terrasse am Wasser, einen jungen Mann bemerken, der blaß und mager war, die ziemlich abgenutzte Uniform der Artillerie trug, und mit einem andern jungen Manne in bürgerlicher Tracht Arm in Arm ging. „Komm,“ begann der Artillerist ziemlich laut zu seinem Begleiter, „auf die Seite des Bassins; wir wollen sehen, was diese Kanaille vornimmt.“ In der Mitte des Gartens angekommen, rief der Artillerist beim Anblicke der Un-

ordnung, und als Ludwig XVI. sich mit der rothen Mütze am Fenster zeigte, entrüstet: „Checoglione! wie konnte man diese Kanaille einlassen. Vier- bis Fünfhundert mit Kanonen davon weggeräumt und die Uebrigen würden von selbst laufen.“

Wenige Umstehende hörten diese Worte; hätten etwa Tausend diese ziemlich tyrannische Bemerkung vernommen, gäbe es vielleicht einen großen Namen weniger auf der Erde. Der Sprecher im Garten der Tuilerien war Napoleon Buonaparte.

Während jede der Parteien der Hauptstadt vom Ereignisse des 20. Juni nach ihrer Art Vortheil zu ziehen suchte, Ludwig XVI. aber in seinem Hasse gemäßigte Royalisten, Konstitutionelle, Feuillans, Girondisten, Brissotisten und Maratisten mit einander vermengte, die Hülfe zurückwies, welche ihm die Gemäßigten von allen Seiten boten, um ihn vom Sturze in den Abgrund zurückzuhalten, und er sein Heil nur von den Ausländern erwartete, die mit Feuer und Schwert vordrangen; wollen wir sehen, welchen Eindruck der letzte Aufruhr auf die Bevölkerung von Paris gemacht.

Zwei Schritte vom Schauplatze der Unruhen ging Alles seinen gewöhnlichen Gang; die Nachbarinnen spielten Abends mit dem Federballe; der gleichgültige Rentier drehte die Handorgel, um seinem Vogel pfeifen zu lernen; die Promenaden waren voll Müssiggänger mit ruhigem, heiterm Gesicht, die Theater füllten sich,

wie immer, und der Angriff aufs Schloß beschäftigte die Zuschauer nur im Zwischenakte. Um ein treues Abbild jener Zeit zu geben, muß ich meiner Darstellung auch die Lieblingsbeschäftigungen der Pariser beifügen, die sich mit den ernsten Ereignissen mischten, deren Schauplatz die Hauptstadt im Sommer von 1792 war.

Des Morgens las die elegante Welt in der Einsamkeit des Boudoirs die Memoiren des Grafen von Maurepas, eine Neuigkeit, die sehr gut dazu paßte, sich zu zerstreuen. Obgleich Vergnügen, Lachen und ärgerliche Auftritte die Hauptangelegenheiten jener Periode waren, an die der edle Memorialist erinnert, so würde man doch eine unvollständige Idee davon bekommen, hielte man sich einzig an seine Erzählung. Dieser Minister dreier Regierungen ist in seinem Buche, was er in der Welt war, boshaft, oberflächlich, ein angenehmer Gesellschafter und Liebhaber von Anekdoten und Liedern. Der Graf hatte weder Talente noch die nöthige Zeit, um ein ordentliches Werk zu schreiben; allein er verstand es, eine lockere, unzusammenhängende Darstellung angenehm und anmuthig zu machen. Da Maurepas lange gelebt und viel gesehen hat, so ist es natürlich, daß er eine Menge wenig bekannte Dinge und Charaktere schildert. Seine Memoiren sind eine Gallerie von Genrebildern und Porträts, mit deren Hülfe man viele Personen kennen und gar manche Namen richtiger würdigen lernen kann. Jedenfalls

muß man sich aber etwas schämen, so frivole Dokumente, die der Graf von Maurepas wichtige Materialien nennt, zur Geschichte zu sammeln zu haben. Welche Zeit! guter Gott, wo das Geschick Frankreichs in einem Bade der Pompadour oder auf einem Sofa der Dubarri entschieden wurde, wo sich die politischen Allianzen eines Ludwig XV. verändern ließen, je nachdem man in sein Bett eine Grisette zu bringen gewußt, die am Morgen die Aufmerksamkeit des Königs erregt hatte, und wo der Monarch zur Unterzeichnung einer Kriegserklärung zu bringen war, wenn man ihm bei Gelegenheit Busen oder Bein einer Tänzerin bewundern ließ.

Gerade in dieser Schule, woran uns der Verfasser der fraglichen Memoiren erinnert, hatten sich die stolzen Emigranten, jene tapfern Ritter von Koblenz, gebildet, auf denen zum Theil die Hoffnungen Ludwigs XVI. beruhten. Eine kleine Anekdote, die Lequinio, Deputirter von Morbihan, meinem Vater 1792 erzählte, möge einen Beweis von ihrer moralischen Kraft geben.

„Ich speiste," begann er, „im Hôtel de Malte, in der Straße St. Nicaise, mit 30 bis 40 Aristokraten, die ich eben so wenig kannte, als sie mich. Einer von ihnen, ein St. Ludwigsritter, groß, dick und hauptsächlich von Eitelkeit aufgeblasen, sprach zu seinen Nachbarn: „Ich war gestern im Schlosse; Einer der Leute, die nichts sind und die man zu Sous-

lieutenants unter der Truppe zu Pferd gemacht, hatte sehr gut sitzende Stiefeln an, die alle Welt mit Vergnügen betrachtete. Jemand wollte wissen, wer sie gemacht: — „Mein Onkel" — antwortete der junge Mann — und der ganze anwesende Adel feierte diese Anekdote mit lautem, höllischem Gelächter. — Ueber die schöne Kritik, sich über einen Offizier zu mokiren, weil sein Onkel ein nützlicher Mann war. — — „Mein Herr," begann ich zu dem Erzähler, ihn fest anblickend, „die Offenheit des jungen Militärs, die Sie so spaßhaft finden, beweist wenigstens Eins. Wenn nämlich die Aeltern seines Onkels diesem ein Handwerk lernen ließen, so bereicherten sich gewiß deren Vorfahren nicht durch Wegelagern und Plündern." — Der Ritter sah nach der Decke, biß sich auf die Lippen, fand aber keine Antwort auf meine Bemerkung, stand also auf, drehte sich, als Held des Oeil de Boeuf, ein paarmal auf dem Absatze herum und ging."

Ich sprach eben von dem Leichtsinne, womit 1792 ein Theil der Bevölkerung die ernstesten Ereignisse aufnahm. In den Departements war dies anders; der Freiheitsbaum grünte in allen Städten, Flecken und selbst den geringsten Dörfern, und die rothe Mütze befand sich auf allen Köpfen. Folgende Thatsache erwähne ich als einen Zug von Bürgersinn, oder auch als ein Zeugniß von der Wirkung des Schreckens.

Der beeidigte Pfarrer einer kleinen Gemeinde des

Departements von Loire und Cher verwaltete nämlich sein Amt mit einer rothen, statt mit seiner gewöhnlichen Mütze, und seine patriotische Aufmerksamkeit ging so weit, daß er das Krucifix auf dem Altare mit einem dreifarbigen Gürtel zierte.

Es folge hier auch etwas Ernsthafteres. In einer Stadt des Departements der Drôme war folgende Inschrift an einem Freiheitsbaume befestigt worden, den eine rothe Mütze auf einer Pike überragte. Der Baum selbst war darin als sprechend gedacht:

Sieh', Wanderer, zu meinem Wipfel auf
Und wisse, was dies Freiheitszeichen sagt:
Tyrannen sollen sich mit dieser Mütze zieren,
Wo nicht, die Piken ihre Tage enden.

Dieses Quatrain, dessen Verfasser ich nennen könnte, wenn ich ihm einen Possen spielen wollte, beweist, daß 1792 die Wissenschaften patriotisch waren. Einen andern Beweis hierzu will ich liefern, wenn ich von dem ersten der geistreichen Vaudevillisten sprechen werde, der seine lange Laufbahn am 18. Mai desselben Jahres endigte. Favart, der durch diese wenigen Worte hinlänglich bezeichnet ist, war ein begeisterter Anhänger der Revolution oder, wie die Aristokraten sagten, ein Sanskulotte, ein Jakobiner, ein Parteimann, ein Republikaner; allein nach dem Urtheil achtbarer Leute äußerte er nur die Gesinnungen eines echten Philosophen und guten Bürgers. Favart besaß Eigenschaften, die sich selten bei der Satyre

finden, die alle seine Werke durchdrang; er war bescheiden, anspruchslos und glaubte an die Tugend, selbst an die seiner Frau.

Favart, der 84 Jahre alt starb, bereicherte das Theater mit einer großen Anzahl Opern, worunter mehrere für Meisterstücke dieser Gattung gelten können, wie: La Chercheuse d'Esprit — Le Coq de Village — Isabelle et Gertrude — Annette et Lubin. Auch hübsche Lustspiele verdankt man diesem Schriftsteller, wie: L'Amitié à l'Épreuve — La Fée Urgelle — Les trois Sultanes — L'Anglais à Bordeaux. Alle diese Dichtungen sind Muster von Anmuth, Natur und gutem Geschmack. Favart war der eigentliche Gründer des fälschlich sogenannten italienischen Theaters; denn seit es in die Straße Mauconseil verlegt worden, gab man dort nur französische Stücke. Das Repertoir dieses Theaters bestand ursprünglich nur aus seinen Opern.

Lange wurde geglaubt, daß mehrere Werke Favart's den Abbé de Voisenon zum Verfasser hätten; allein seit 1792 erkannte man diesen Irrthum. Unzweifelhaft ist, daß der schöngeistige Abbé ein sehr vertrauter Hausfreund des lyrischen Dichters war; allein wenn er ihm Beistand leistete, so geschah es nicht beim Schreiben, und man weiß sogar, daß der ehrliche Favart dem Abbé keineswegs seine Dienstfertigkeit Dank wußte. Voisenon, ein Mann von Stande, wie es sonst hieß, war Akademiker geworden mit dem-

selben Rechte, wie ein anderer von Madame Favart ihrem Gatten gegebener Mitarbeiter, nämlich der berühmte Marschall von Sachsen, der sich gegen einen seiner Freunde über den akademischen Stuhl sehr derb äußerte. Zum Glück für Favart ließ Voisenon Werke unter seinem eigenen Namen drucken, z. B. La Coquette Fixée — Mannon u. s. w., trockne und langweilige Stücke, die mit Favart's Dichtungen nicht die geringste Aehnlichkeit haben. Nun wäre es seltsam, daß Voisenon für seinen Freund so hübsche Sachen geschrieben und unter seinem eigenen Namen nur Albernheiten herausgegeben hätte.

Favart starb in einem Hause von Belleville, wo man noch ein kleines Monument zu seinem Andenken sieht. —

Unterdessen ging die Revolution mit großen Schritten einer unfehlbaren Katastrophe entgegen, nämlich dem Sturze des Throns, und dies trotz aller Anstrengungen der wahren Patrioten, dieser aufrichtigen Freunde der Konstitution, des Vertrags, den Mirabeau, Barnave und Dumouriez nach einander Ludwig XVI. als einen Anker des Heils gezeigt.

Auf die erste Nachricht von den Ereignissen des 20sten eilte Lafayette nach Paris, sprach kräftig vor den Schranken der Nationalversammlung gegen dies Attentat auf die Unverletzlichkeit der Krone, klagte laut die Jakobiner desselben an und verlangte im Namen seiner Armee die Bestrafung der Aufrührer, welche

die Konstitution verletzt, indem sie in das Asyl ihres Hauptes eingebrochen. Seine kräftige, muthige Rede, vor einer Versammlung gehalten, die nur noch ein ungeordnetes Gemengsel von Parteien zu sein schien, und auf die der Konstitution geschworne Treue, auf Vernunft und Klugheit gegründet, erwarb eine imposante Majorität. Vergebens suchten einige überspannte Deputirte den tugendhaften Bürger als einen Deserteur darzustellen, weil er sich zum Nachtheile des Vaterlandes von seinen Truppen entfernt habe; diese Beschuldigungen wurden von zahlreichen Beifallsbezeigungen übertäubt; 329 Stimmen von 576 waren für ihn.

Diese Majorität, von einem kommandirenden General unterstützt, der seine Popularität bisher nur zu Paris und bei den untersten Volksklassen verloren hatte, eine solche Majorität, sage ich, konnte Ludwig retten. Lafayette, überzeugt, daß der Sturz des Thrones unter den obwaltenden Umständen eine schreckliche Anarchie nach sich ziehen würde; Lafayette, Republikaner aus Grundsätzen, in jenem Augenblicke aber Royalist aus Ueberlegung, bot dem Hofe seine Hülfe an und schlug dem Könige vor, ihn und seine Familie nach dem Schlosse von Compiègne zu bringen und unter die Obhut der Armee zu stellen.

Schon hatte der edle Larochefoucauld-Liancourt dem Monarchen einen ähnlichen Antrag gemacht. Liancourt kommandirte in der Normandie einige treue

Regimenter; Ludwig XVI. sollte sich heimlich nach jener Provinz begeben, wo die Krone Vertheidiger gefunden hätte, und zwar nicht allein unter den Fahnen, sondern auch in der Mitte des Volks, und die Feinde der Monarchie im Zaum gehalten werden konnten.

Larochefoucauld und Lafayette hatten aber im Namen der Konstitution gesprochen; sie wollten nur den seinen Schwüren treuen König retten; allein dieser, von den Royalisten von 1786 und hauptsächlich von der Königin beherrscht, erwartete nur sein Heil und seine Rache vom Auslande. Marie Antoinette konnte keinen Augenblick ihrem Hasse gegen den ehemaligen Kommandanten der Nationalgarde entsagen, den sie ihren Kerkermeister hieß. Als am Abende des 28. Juni die in der gesetzgebenden Versammlung besiegten Faktionen das Bild jenes tugendhaften Bürgers auf öffentlichem Platze verbrennen ließen, bemerkte man ein Lächeln auf den Lippen der Königin.

Das berüchtigte Manifest des Herzogs von Braunschweig, das schon am 26. Juni, wo man die erste Koalition unterzeichnete, in den Tuilerien bekannt war, aber erst den 25. Juli publicirt wurde, zeigt, was die Königin für Mittel des Heils von ihrem Gemahle angewendet wünschte.

„Jeder Nationalgardist," heißt es darin, „welcher gegen die verbündeten Truppen die Waffen ergreift, wird als Rebell bestraft. Alle Beamte sind mit ihrem

Kopfe für ihre Handlungen verantwortlich. Die Einwohner, welche sich vertheidigen, werden nach Kriegsrecht behandelt. Paris hat sich auf der Stelle dem Könige zu unterwerfen. Ist man in das Schloß der Tuilerien gedrungen, oder sind der König, die Königin und die königliche Familie nur im Geringsten insultirt worden, wird nicht augenblicklich für ihre Sicherheit und Freiheit gesorgt, so werden dies die verbündeten Mächte auf eine exemplarische und ewig denkwürdige Art rächen, Paris mit militärischer Exekution belegen und es total zerstören. Dagegen machen sich die Alliirten verbindlich, bei seiner allerchristlichsten Majestät Verzeihung des begangenen Unrechts und der stattgefundenen Irrthümer zu bewirken."

Ohne die anarchischen Absichten der Jakobiner von 1792 und das Benehmen der Girondisten zu billigen, welche die entlassenen Minister Servan, Clavières und Roland um jeden Preis zu rächen suchten, muß doch Jeder unwillig auf den Hof sein, der Lafayette und Larochefoucauld abwies und sich auf ein Manifest stützte, das aus einem Feudalkodex des zehnten Jahrhunderts genommen schien. Kein edles Herz konnte es billigen, daß Ludwig und die Königin das Ende dessen, was sie eine Revolte nannten, von Fürsten herbeigeführt zu sehen erwarteten, die nur Zerstörung und Vertilgung im Munde führten.

Bisher hatten Viele geglaubt, der König sei wider Willen gegenrevolutionär; allein nach Bekannt-

machung jenes Manifests schwanden alle Zweifel, und der Monarch verlor jetzt auch den Rest seiner Anhänger. Es war nun offenkundig, daß Ludwig XVI. für keine Zeile der Konstitution empfänglich gewesen, und nur an Rache und Wiederherstellung der alten Regierung dachte.

Als die donnernden Drohungen der Ausländer erschollen, gab es, ihre Ausführung zu hindern, nur eine schlecht disciplinirte, in ihren Meinungen wenig einige Armee, von Generalen geführt, die, Lafayette ausgenommen, das Vertrauen der Nation nicht besaßen. Die deutsche Insolenz brachte ganz Frankreich auf die Beine, das in seinem Könige nur noch den Alliirten der Fremden sah. Ludwig erschien ihm nicht mehr als konstitutioneller Monarch und Erbrepräsentant der Nation, sondern als eine Geißel Oestreichs und Preußens. Seitdem war der 10. August nicht nöthig, um den 21. Januar vorauszusehen.

In diesem Augenblicke gerechter Entrüstung bemeisterten sich die Girondisten des größten Einflusses. Damals rief Vergniaud in der Nationalversammlung:

„O König, der Du ohne Zweifel, wie Lysander, Wahrheit und Lüge gleich schätzest, und das Volk mit Schwüren zufrieden stelltest, wie man Kinder mit Spielzeug vergnügt; der Du scheinbar die Gesetze liebtest, um ihnen zu trotzen, nur die Konstitution achtetest, daß sie Dich nicht vom Throne stürzen sollte, wo Du zu ihrem Verderben zurückbliebst,

und der Nation Vertrauen einflößtest, um des Erfolgs Deiner Treulosigkeiten desto gewisser zu sein; denkst Du auch jetzt zu heucheln und durch arglistige Entschuldigungen und kühne Sophismen uns die wahre Ursache unsres Unglücks zu verbergen! Hieß etwa uns schützen, die Pläne zur Vertheidigung des Innern zu hindern und die Vertheidigungsanstalten auf eine Zeit zu verschieben, wo wir schon die Beute der fremden Tyrannen sein mußten? Hieß das uns schützen, die Regierung durch einen ewigen Wechsel der Minister zu lähmen? Ließ die Konstitution dem Könige die Wahl der Minister zu unsrem Ruin, und gab sie ihm das Recht der Sanktion, eine Civilliste und so viele andere große Prärogativen, um Konstitution und Reich konstitutionell zu Grunde zu richten? Nein, nein! der Mann, den der Edelmuth der Franzosen nicht rühren konnte und der nur für den Despotismus Sinn hatte, erfüllte die Konstitution nicht!"

Was konnte die rechte Seite der Nationalversammlung auf diese offenbaren Wahrheiten antworten? — Nichts, was ein so logisches Räsonnement voll unbestreitbarer Thatsachen widerlegen konnte. Auch findet man im Moniteur jener Zeit Vergniaud's Rede nur mit Gemeinplätzen monarchischer Schmeichelei und eiteln Phrasen ohne Gehalt und Aufrichtigkeit erwidert. Immer wurden die Prärogativen eines Einzigen den Rechten einer ganzen Nation entgegengesetzt.

Der große Redner nahm das Wort wieder, um zu verlangen, daß man das Vaterland in Gefahr erkläre. Jean de Bry, Condorcet, Brissot und Hérault de Séchelles schlossen sich ihm an. Der Thron wurde bis in seine Grundfesten erschüttert; alle Minister des Königs nahmen ihre Entlassung. — Auf die dringenden Bitten Ludwigs XVI. behielt jedoch Dejoly, seit Duromthon's Entfernung, Justizminister, sein Portefeuille. Es war Ehre dabei, in einer solchen Gefahr allein auf der Bresche zu bleiben, selbst wenn man eine schlechte Sache vertheidigte. Herr Dejoly lebt noch und ich wünsche, daß er sich des Zeugnisses meiner Unparteilichkeit vollständig erfreue. Die Restauration hat ihn belohnt; indeß mögen Andre entscheiden, ob die 1814 zurückgekehrten Bourbons einen ehemaligen konstitutionellen Minister oder ein Werkzeug der Gegenrevolution ehren wollten.

In dieser äußersten Noth der Monarchie suchte Jeder ein Stück ihres Mantels zu zerreißen; Respekt und Vertrauen hatten sie zugleich verlassen, und, wie gewöhnlich, der Verachtung Platz gemacht. Bei allen damaligen Bilderhändlern sah man eine Karikatur, welche Ludwig XVI. mit dem Herzoge von Orleans Piquet spielend, darstellte. Der Herzog hatte eine rothe Mütze auf dem Kopfe; der König trug noch seine Krone; allein sie glitt von seinem Haupte, und der Monarch schien sie vergebens zurückhalten zu wollen. Der satyrische Maler ließ Ludwig sagen: „Ich habe die Her-

zen weggeworfen und Pike hat er; die Partie ist verloren.“ Von diesem Scherzwort war nur die Hälfte wahr; Ludwig XVI. besaß wirklich die Herzen nicht mehr; allein Philipp konnte nicht über die Piken verfügen. Wie schon erwähnt, Orleans hatte Creaturen, nie eine Partei. Er wandte den Rest seines Lebens dazu an, sich Anhänger zu verschaffen, die er Anfangs mit seinem Golde, dann mit seiner Ruhe und endlich mit seinem Leben bezahlte, ohne sich auf sie stützen zu können.

Die Abneigung gegen den unglücklichen Monarchen war im Juli 1792 bis in sein Hauswesen gedrungen und wurde von den Leuten in seinem Dienst laut ausgedrückt. Eines Sonntags, in der Vesper, sang die königliche Kapelle auf eine sehr markirte Art die Stelle des Magnifikat: „Deposuit potentes de sede — — —“ Ludwig XVI., der die Tugend der Resignation, eben so lobenswerth an einem Philosophen, wie oft kläglich bei einem Fürsten, im höchsten Grade besaß, blieb bei diesem Zuge von Insolenz und Undankbarkeit gleichgültig. Die Königin dagegen, Madame Elisabeth und die junge Prinzessin, denen Höflinge, alberner Weise, ohne Zweifel die Bedeutung jener lateinischen Phrase erklärt hatten, weinten während des übrigen Gottesdienstes. Wie Marie Antoinette seitdem mehrmals wiederholte, hatte sie noch keine Beleidigung so sehr geschmerzt, als das unglückliche Deposuit potentes de sede.

Ein Theil der Girondisten dachte jetzt gradezu auf Gründung einer Republik; allein sie sollte andre Grundlagen haben, als die von den Jakobinern beabsichtigte.

Erstre wollten durch die Macht der Grundsätze und den Einfluß der Beredtsamkeit herrschen, Letztre aber alle Elemente des Widerstandes in Blut ersäufen. Ich glaube nicht, daß man kürzer und wahrer die Tendenzen beider Parteien schildern kann.

Zu Anfange des Juli dachten also die Girondisten an eine Republik, und täglich wurde darüber in einer Comité gesprochen, die ihre Sitzungen bei Madame Roland hielt. Man fand dort Buzot, Servan, Condorcet, Clavières, Péthion und Barbaroux. Letztrer war der Koryphäe der überspannten Ideen des Süden und hatte so eben die nur zu bekannten Föderirten von Marseille nach Paris gebracht. Dieser Mann hatte Madame Roland das lebhafteste Intresse eingeflößt; in ihren Memoiren schildert sie ihn mit Feuerzügen. — „Er hatte," sagt sie, „einen herrlichen Kopf, den jeder Maler ohne Umstände zum Modell eines Antinous würde genommen haben." — Zum Glück konnte die schöne Lobrednerin nicht malen, denn die Bewundrung einer künstlerischen Dame für ein so schönes, vor ihr befindliches Geschöpf vermag sehr weit zu gehen. Die Roland fährt in ihrer lebhaften Schilderung so fort: „Thätig, arbeitsam, offen und wacker war Barbaroux, der zu diesen Eigenschaf-

ten noch die Lebhaftigkeit eines jungen Marseillers gesellte, zu einem verdienstvollen Manne und nützlichen, aufgeklärten Bürger bestimmt. Ein Freund der Unabhängigkeit, stolz auf die Revolution, kenntnißreich, einer langen Aufmerksamkeit mit der Gewohnheit, sich zu appliciren, fähig und ruhmbegierig, war er einer jener Männer, die große Politiker sich gern attachiren und der in einer glücklichen Republik glänzen mußte. — Wer aber hätte zu ahnen vermocht, wie weit vorgreifende Ungerechtigkeit, Proscription und Unglück eine solche Seele beugen und so treffliche Eigenschaften beflecken konnten!"

Dieses Portrait, von einer Frau entworfen, deren Urtheil unter dem Einflusse ihrer Einbildungskraft, wenn nicht ihrer Sinne, stand, muß indessen modificirt werden. Trotz jenem südlichen Feuer, von dem Madame Roland spricht, besaß Barbaroux nur eine gewisse Auffassungsgabe, die leider! meistens nur die Unbeständigkeit seiner Ideen und den Leichtsinn seines Humors und Benehmens beförderte. Dieser junge Marseiller war nämlich ein Sklave des Vergnügens; die Ruhmbegierde wurde nur manchmal durch die gefundenen Hindernisse, oder den Verdruß über das Mißgeschick in ihm angeregt. Barbaroux brachte in seinen Reden viele nützliche Dinge vor, zumal in Bezug auf Handel und Gewerbe; allein seine Aussprache machte ein nicht zu besiegendes Ungestüm undeutlich und mühsam; dieser Girondist würde viel zu thun gehabt ha-

ben, um guter Redner zu werden, was die Roland selbst eingesteht.

Barbaroux unterhielt mit Buzot eine sehr zärtliche Freundschaft. „Erstrer," sagt Madame Roland abermals, „war leidenschaftlich und lebhaft, Letztrer aber empfindsam und delikat. Nothwendig mußte zwischen Beiden Sympathie stattfinden; man nannte sie Nysus und Euryale."

Der Comité Roland hatte noch ein glänzendes Licht in dem berühmten Condorcet; allein dies Licht verbreitete keine Wärme. Dieser Akademiker zeigte immer die erhabensten Grundsätze; allein beim Handeln ließ er, aus einer Charakterschwäche, die ohne Zweifel in seiner übeln Gesundheit ihren Grund hatte, vor den geringsten Hindernissen den Muth sinken. — Madame Roland vergleicht sehr gut Condorcet's Intelligenz mit einer feingeistigen Flüssigkeit, die sich in Baumwolle gezogen. Man brauchte diesen Girondisten nur zu sehen, um von seiner Schüchternheit überzeugt zu sein. An seinen langsamen Bewegungen, seinem stockenden Gange und seinen bleichen Zügen, die das Feuer seines Blicks Lügen straften, ließ sich leicht die Unthätigkeit seiner Seele erkennen. Auch gab Condorcet in der Nationalversammlung stets seine Meinung und selbst seine Ueberzeugung auf, sobald er sich der donnernden Beredtsamkeit jener mit Schmähungen und Drohungen bewaffneten Tribunen gegenüber sah. Kurz, dieser ausgezeichnete Gelehrte und Philosoph

war mehr eins jener moralischen Wesen, die sich schriftlich auszudrücken verstehn, denen aber die zur Praxis nöthige Energie und Gewandtheit fehlt.

Péthion allein konnte den Triumph der Girondisten sichern; im Juli 1792 war seine Popularität schon ungeheuer. Die in Folge von Lafayette's Rede gegen ihn verfügte Absetzung von einigen Stunden, hatte seinen Einfluß nur noch vermehrt. Triumphirend durch die Gewalt der öffentlichen Meinung, war der Maire von Paris das Idol des Volks, welches, sobald es ihn sah, ausrief: „Es lebe Péthion! Péthion, oder den Tod!" — Diese Worte standen auf den Hüten, auf der Brust der Frauen und den Gürteln junger Personen. Die Mütter bildeten aus dieser Devise artige Armbänder für ihre Kinder und nie schien die Liebe eines Volks mehr an Anbetung zu grenzen.

Eine solche Popularität vermehrte Péthion's Feinde; damals brach Robespierre mit ihm. Seit lange war dessen Freundschaft gegen den Maire nur noch Heuchelei gewesen, die seinen Neid verbarg. Uebrigens konnten Beide nicht Freunde bleiben, da ihre Grundsätze verschieden waren, oder weil Robespierre vielmehr gar keine Grundsätze hatte und nur Anarchie wollte.

Nach dem Vorgange des 20. Juni verloren die Girondisten die Hoffnung, eine der bedeutenden Capacitäten der Revolution zu fesseln; ich meine nämlich Fouché, später als Herzog von Otranto bekannt. Er

gehörte 1792 mit Condorcet zur Comité des Unterrichts, und sein College hatte ihn beinahe für die Gironde gewonnen. Allein dieser Exoratorianer und Professor der Philosophie zu Arras, wo er Robespierre kennen gelernt, hatte sich mit diesem verbunden, kurz vorher, als der künftige Dictator sich in Paris etablirt hatte. In der Hauptstadt wurde diese Verbindung enger, und Fouché, aus Freundschaft für Robespierre, Jakobiner.

In den Gesellschaften bei Roland befanden sich manchmal auch Guadet, Gensonné, Bonnecarrère, Grangeneuve und selbst Vergniaud, ein, wenn er seine natürliche Trägheit überwinden und sich nach den Sitzungen der Nationalversammlung noch mit Geschäften abzugeben vermochte. Diese politischen Vereinigungen waren der Ansicht, im Fall das nördliche Frankreich und die Hauptstadt besetzt werden sollten, das Land in verschiedne kleine Republiken zu theilen und nöthigenfalls das Volk aus den Provinzen, nach den Himmelsstrichen, gegen die eroberte Hauptstadt zu insurgiren. Hauptsächlich rechnete man dabei auf den Süden und zählte mit Wohlgefallen die Gründe, welche die Errichtung einer Musterrepublik dort leicht machten. Im Zimmer, wo sich der Comité versammelte, waren auf den Tischen und selbst auf dem Fußboden Landcharten ausgebreitet, und man bezeichnete, Stecknadeln mit Wachskuppen in der Hand, die Grenzen und die zu befestigenden Punkte. Der General Servan

untersuchte die Stellungen, bestimmte die Zahl der anzuwerbenden Mannschaften, die Etappen und gab seinen Genossen Rechenschaft von den lokalen Hülfsmitteln. War dies geschehn, so nannte Jeder die Personen, auf deren Unterstützung er zu rechnen hatte, und man schloß damit, daß nach einer so glorreichen Revolution die Rückkehr zur Sklaverei in keinem Falle zu dulden, sondern jedenfalls eine freie Regierung zu begründen sei, um welche sich dann alle wahre Freunde der Freiheit reihen würden.

„Dies wird im Nothfalle geschehn," begann Barbaroux, dessen Pläne noch weiter gingen und der viel größre Erfolge hoffte, „wenn meine Marseiller bei den Parisern nicht hinlängliche Unterstützung finden. Ich denke aber, sie werden zum Ziele kommen und eine Convention wird ganz Frankreich zur Republik machen."

Dies offne Bekenntniß eines Koryphäen der Gironde drückt kurz die Tendenz dieser Partei aus. Jede weitre Untersuchung in Bezug auf die Anstifter des 10. August ist überflüssig; mochten an jenem Tage auch Jakobiner und Orleanisten mit thätig sein, die Hauptveranlassung ging von den Girondisten aus.

Zu Anfange des Juli dachte man auf Mittel, offen mit dem Hofe zu brechen, dessen geheime Intriguen mit den Ausländern sich zwar vermuthen ließen, der aber, wegen Schlauheit seiner Unterhändler nicht auf frischer That ertappt werden konnte. Eines

Abends wurde in einer Gesellschaft von Deputirten, wobei sich der Girondist Grangeneuve und der Exkapuziner Chabot befanden, hierüber gesprochen.

„Es wäre zu wünschen," begann Chabot, „daß der Hof ein Attentat auf das Leben eines patriotischen Deputirten machte. Es würde daraus ein Volksaufstand folgen und dieser eine heilsame Krisis herbeiführen."

Der Exmönch äußerte dies nach einem Diner bei Meot und der Champagner belebte seine Zunge. Uebrigens war mit dem Rausche auch sein Muth wieder verflogen.

Grangeneuve, der an einem nahen Fenster mit übereinandergeschlagenen Beinen saß, hatte Alles ruhig angehört. Dieser Girondist besaß durchaus keine ausdrucksvolle Physiognomie; allein unter Zügen von Marmor barg er eine große Seele, die sich bei Gelegenheit mit seltner Reinheit zeigte. Als Chabot seine Rede geendigt, nahm er ihn mit sich in ein nahes Gemach.

„Ihr Vorschlag ist trefflich," begann er; „allein der Hof ist zu klug, als daß man auf diese Art an ihn kommen könnte. Daher muß hier nachgeholfen werden — — — ich will das Opfer sein."

„Was! Sie wollten — —"

„Nun ja," gab Grangeneuve ruhig zur Antwort. „Mein Leben ist nicht sehr nützlich und meine Person von wenig Gewicht, so daß ich mich überglücklich

schätze, beides meinem Vaterlande zum Opfer zu bringen."

„Ich werde Ihren Ruhm theilen!" rief der Exmönch wie inspirirt.

„Wie Sie wollen. Einer ist zwar genug; allein Zwei sind noch besser. Uebrigens ist hier kein Ruhm; denn Niemand darf von der Sache wissen. Denken Sie auf die Mittel zur Ausführung."

Chabot versprach dies und wollte Grangeneuve Nachricht geben, sobald es Zeit sei. Wenige Tage nachher kam der Mönch mit freudestrahlendem Gesicht wieder zu dem Girondisten.

„Alles ist vorbereitet," begann er, sich die Hände reibend.

„So wollen wir die Zeit bestimmen."

„Ja, wir wollen die Zeit bestimmen," erwiederte der Andre schon etwas weniger zuversichtlich.

„Morgen Abend gehen wir zusammen in den Comité, entfernen uns daraus um 10½ Uhr und nehmen unsern Weg nach der wenig besuchten Straße St. Thomas du Louvre, in deren Mitte sich Ihre Leute befinden müssen."

„Ja, ja," versetzte Chabot mit gezwungenem Lächeln.

„Aber," fuhr Grangeneuve so ruhig fort, als handle es sich um eine Lustpartie, „die Ihrigen müssen uns auch ordentlich treffen, nicht verstümmeln."

„Ganz gewiß, — man darf uns nicht .... verstümmeln; diese Marter ist unnütz," stammelte schwankend Chabot.

Beide trennten sich nun und sollten die noch übrige Zeit benutzen, ihre Privatangelegenheiten in Ordnung zu bringen, um sorglos dem Tode entgegen gehen zu können, wie die Spartaner bei den Thermopylen.

Grangeneuve war zuerst an der Straße St. Thomas du Louvre; Chabot ließ auf sich warten. — „Er wird schon kommen," sprach der Girondist bei sich; „vielleicht haben ihn Geschäfte aufgehalten." — Grangeneuve wartete aber vergebens auf den Jakobiner. — „Es wird ihn gereut haben," meinte er jetzt; „nun, wie gesagt, ich allein bin auch genug." Sofort ging der Girondist langsam die Straße hinab; allein kein Knall ließ sich hören, keine Kugel traf sein Herz. — „Hätte ich mich in der Zeit geirrt, oder haben sich unsre Leute verspätigt? Ich will an den Ort des Stelldichein zurückkehren." Das Resultat aber blieb dasselbe; verdrüßlich über die unnütze Mühe und noch mehr über Chabot, der sie ihm gemacht, ging Grangeneuve nach Hause und legte sich mit den Worten schlafen: „Wahrhaftig! mein Bette, ich glaubte Dich nicht mehr nöthig zu haben."

Nie habe ich erfahren, wie Chabot seine Wortbrüchigkeit entschuldigte. Ohne Zweifel war Liebe zum Leben die Ursache davon; allein ich vermuthe, daß die

Heuchelei des Kapuziners die Feigheit des Repräsentanten zu bemänteln wußte.

Während ein Deputirter trostlos war, daß er nicht zur Ehre des Vaterlandes gemeuchelmordet wurde, suchte man im Schlosse die Ermordung des Königs zu verhüten, an die Niemand dachte. Der Dolch war häufig die Waffe der Aristokraten, öfter noch die der Priester, selten aber bedienten sich seiner die Demokraten. Das Attentat der Brutus und Sidney ist den republikanischen Sitten nicht wesentlich eigen.

Die Königin hatte seit lange beschlossen, der König solle für immer eine Art Brustharnisch tragen und ihre Majestät wollte durchaus, daß der Monarch am Tage der dritten Föderation damit versehen sei. Marie Antoinette hatte heimlich, durch Vermittlung der Campans, eine solche Art von Küraß fertigen lassen, der aus funfzehnfachem, italienischen Taffet bestand und die Form einer, sich durch einen breiten Gürtel verlängerten Weste hatte. Ehe man ihn dem Könige zum Gebrauche vorschlug, wurde er probirt. Der Plastron widerstand vollkommen dem Stilet und mehreren Kugeln.

Die eigentliche Schwierigkeit war, den König zu bewegen, sich das schützende Stück anlegen zu lassen; denn, wie gesagt, Ludwig XVI., der unentschlossendste Mann von der Welt, suchte mit Recht seine Zuflucht bei der Resignation und diese schien der Art von Vorsichtsmaßregeln, wie man sie von ihm erwartete, zu

widerstreben. Um der Königin zu gnügen, versprach er indeß, sich ihren Wünschen zu fügen und die Campans nahm es wieder über sich, den Panzer seiner Majestät anzulegen. Die Verlegenheit, in die sie deshalb gerieth, ist in ihren Memoiren lang und breit beschrieben. Es war Ueberraschung zu fürchten und der Monarch wollte es durchaus nicht wissen lassen, daß er einen solchen Panzer trage. Drei Tage lang mußte man also auf einen günstigen Augenblick warten. Während dieser ganzen Zeit trug die treue Kammerfrau den schweren Plastron als Unterrock mit sich herum, was im Juli sehr beschwerlich sein mußte. Endlich fand sich eine günstige Gelegenheit. Ludwig XVI. war im Zimmer der Königin, die noch zu Bette lag, als Madame Campans eintrat, und zu unbeschreiblichem Erstaunen des keuschen Ludwig schnell ihren Rock aufhob. Indeß faßte der Fürst wieder Muth, als er auf einem anderen weißen Unterrocke den bekannten Küraß entdeckte, der bisher von der natürlichen Wärme einer hübschen Frau geheizt worden war.

Indeß war es eine noch viel mißlichere Sache, als bei Anlegung des Gürtels vom Plastron der königliche Bauch, fast nackt, bis an seine Basis zu berühren war. Indeß wurde unter beiderseitigem Erröthen die Arbeit vollendet, und bekanntlich hatte der arme Ludwig seine Gründe, etwas mehr zu erröthen, wie ein Andrer. Der König zupfte dabei die Kam-

merfrau am Kleide, um sie vom Bette der Königin zu entfernen, und sagte ganz leise zu ihr: „Nur um sie (die Königin) zufrieden zu stellen, gab ich meine Einwilligung zu dieser Unbequemlichkeit. Der Plan ist verändert; sie werden mich nicht meuchelmorden, sondern auf andre Art umbringen.“

Ich weiß nicht, welchen Plan Ludwig meinte; allein ich habe nicht die geringste Spur einer damals projektirten Ermordung des Königs finden können, welche die Royalisten wohl behaupteten, nie aber beweisen konnten.

Uebrigens wird Jeden die Feierlichkeit des 14. Juli überzeugen, daß Niemand von den verschiedenen Parteien dem Könige zu jener Zeit an's Leben wollte.

Der dritte Jahrestag des Siegs des Volks, der aber schon sehr in der öffentlichen Meinung gesunken war, brach an. Der erste war mit Enthusiasmus gefeiert worden; beim zweiten mußte eine theatralische Vorstellung in Notre-Dame dem sinkenden Geschmack an Patriotismus zu Hülfe kommen und 1792 war die Gleichgültigkeit der Einwohner der Hauptstadt nicht mehr zu verbergen. Es versteht sich, daß ich von jenen mittlern Klassen rede, bei denen alle Eindrücke um so schneller vorübergehn, je lebhafter sie sind. Einige Monate hindurch hatten die Ereignisse oder die Feste der Revolution für diese Klassen den Reiz der Neuheit gehabt, und sich tödten zu lassen, um dieses Schauspiels zu genießen, war ihnen ganz natürlich

vorgekommen, so lange der Kampf gedauert; allein zu der Zeit, wovon ich jetzt rede, waren Darstellungen dieser Art im Sinken, und der Patriotismus kam aus der Mode.

Uebrigens konnte die Republik, der man entgegenging, der spekulativen Industrie nicht gnügen. Der echte Republikaner verschmäht den Luxus, liebt weder Diamanten, Spitzen, noch kostbare Stoffe. Auch ist er nüchtern, indem sich seine Leidenschaften in ihm selbst verzehren, besucht selten Restaurationen. Ueble Aussichten für Kaufleute, Restaurateurs und Kapitalisten, bei denen gekauft, gezecht und Geld zu lustigen Streichen und zur Unterhaltung von Actricen geborgt wurde.

Ganz besonders sprach sich der Royalismus zu Paris in den Sektionen der Filles St. Thomas und der Butte des Moulins aus. Man erklärte sich für den von Lafayette den 28. Juni verfochtenen konstitutionellen Monarchismus, ohne jedoch einen andern Grund dazu zu haben, als das gemeinste Interesse. Hierin ist der Grund der Aufopferung der Nationalgardisten zu suchen, die sich am 10. August den Vertheidigern des Hofs anschlossen. Der Geschichtschreiber, welcher gewöhnlich nicht weniger eigennützig ist, als es jene Bürger waren, kann ihnen erhabene Empfindungen leihen; allein der Memorialist, der sie handeln sah und über ihren Entschluß sprechen hörte, muß sich auf die Aeußerung beschränken, daß sie nicht weniger

Goldschmiede waren, als Josse. Doch wir wollen zur Föderation von 1792 zurückkehren.

Um 8 Uhr Morgens war das Marsfeld, welches 1790 ein so reizendes Farbenspiel zeigte, fast noch ganz einsam. Dreiundachtzig dürftige Pappeln, die kaum dem Spiel der dreifarbigen Wimpel an ihren Spitzen widerstehen zu können schienen, umgaben es. Hinter jeder von diesen Pappeln, dem nur zu beredten Sinnbilde einer durch äußere Feinde und innere Parteien ermatteten Freiheit, war ein kleines Zelt, geschmückt mit Attributen des Bürgerthums, errichtet. Das Ganze stellte die 83 Departements vor.

In der Mitte des Marsfeldes lagen vier, mit gemalter Leinwand überzogene Rahmen auf dem Sande, die zu einer Art Grabmonument dienen sollten, zum Andenken der in den ersten Gefechten an den Grenzen gefallenen Patrioten. Auf diesen Rahmen standen die Worte: „Zittert, Tyrannen, wir rächen sie!" Es war eine traurige Verirrung von einem großen Princip, wo man sich mit theatralischen Demonstrationen und mit Dekorationen behalf, die kaum des Theaters d'Audinot würdig waren.

Der Altar des Vaterlandes bestand, wie 1790, aus einem Säulenstumpf, und eine große Anzahl Stufen führten hinauf. Vier Dreifüße, worauf Wohlgerüche brannten, standen an den vier Ecken der Plattform, worauf der Altar ruhte. Etwa hundert Klaftern davon war ein großer Baum errichtet worden,

„Baum der Lehnsherrschaft" genannt, und darum ein Scheiterhaufen aufgethürmt. An den Zweigen des Baumes hingen, mit Ketten umschlungen, Wappen, Helme, Rüstungen und blaue Ordensbänder. Auf dem Scheiterhaufen lagen Kronen, Tiaren, Kardinalshüte, St. Petersschlüssel, Hermelinmäntel, Doctorhüte, Adelsdiplome und Prozeßakten. Unter diesem Haufen von Attributen befanden sich auch das königliche Wappen nebst denen von Provence, Artois und Condé; das Wappen von Orleans fehlte.

Beim Baume der Lehnsherrschaft figurirten die Statuen der Freiheit und der Gesetzlichkeit; beide standen auf Rädern, was ohne Zweifel eine lügnerische Allegorie war. Weder Gesetze noch Freiheit befanden sich in Frankreich im Gange, wie Räder. Jeder von den Bäumen, welche das Marsfeld umgaben, war mit einer Freiheitsmütze gekrönt.

Wir waren also 1792 schon bis zu dem gewöhnlichen Theaterprunk, zu Denkmälern von bemalter Leinwand und Pappe gekommen, und die eitle Wortmacherei florirte, denn in dem Zuge der Föderation, an dem auch der König, seine Familie und die Nationalversammlung Theil nahmen, trug man Ueberschriften, Devisen und Sentenzen, von denen die einen immer lächerlicher waren, als die andern, z. B. „Die wackern Leute, die für Vertheidigung der Freiheit gestorben, sollen leben!" Ein würdiger Nachahmer des Herrn von La Palice hatte über einer Gruppe

von Tambours die Worte angebracht: „Die Tambours.“

Die Ceremonie des Tags bestand im Ganzen aus der Ablegung eines neuen Eides. Diese Feierlichkeit war ziemlich eben so wenig reeller Art, als die übrigen an diesem Tage getroffenen Anstalten; denn das Wort der meisten Schwörenden hatte keinen festeren Grund, als die gemalten Monumente.

Im Augenblicke der Eidesleistung verließ Ludwig XVI., mit seinem Panzer bewehrt, die königliche Familie auf dem Balkon der Militärschule und näherte sich ruhig dem Altare des Vaterlandes. Die Königin, Madame Elisabeth, die junge Prinzessin und alle dem Monarchen aufrichtig ergebene Höflinge folgten mit ihren ängstlichen Blicken dem Fürsten, und ihre Furcht konnte nicht einmal der Küraß von Taffet beseitigen. Schon glaubten sie des Königs Stirn blutig und von einer mörderischen Kugel zerschmettert zu sehen.

Ludwig stieg festen Trittes zum Altare des Vaterlandes hinauf; der Präsident der Nationalversammlung, Aubert Dubayet, hatte den Ehrenplatz zwischen dem Vicepräsidenten Lacroix und dem Könige. Letzterer befand sich zur Linken und bekam die vierte Stelle, als Péthion an der Spitze der Municipalität erschien. Ihm huldigte Alles; die Kanonen donnerten und das Beifalljauchzen der Menge erfüllte die Luft. Dieser Maire von Paris setzte an diesem Tage die königliche Würde

noch tiefer herab, als vordem der Hausmaier Karl Martel.

Nach dem Schwure gab es auf den Stufen des Altars ein Gedränge, worüber die Königin einen Schrei ausstieß. Man glaubte auf dem Balkon der Militärschule, ein Cassius aus der Mitte der Föderirten habe Ludwig getroffen. Das braune Kleid dieses Fürsten, welches das scharfe Auge der Königin immer unter der Menge bemerkt hatte, war verschwunden. In ihrer Angst erwartete die Königin, auch angefallen und mit tausend Dolchstichen inmitten ihrer Familie ermordet zu werden. Während dem kam aber das braune Kleid am Fuße der Stufen des Altars wieder zum Vorschein; seine Majestät kehrte wohlbehalten zu ihrer Familie zurück.

Die Ursache des auf den Stufen bemerkten Gedränges war folgende: Nach der Eidesleistung begaben sich die Föderirten zum Baume der Lehnsherrschaft, und, dem Programme gemäß, sollte Ludwig XVI. den Scheiterhaufen an jenem Baume in Brand stecken. Aubert Dubayet forderte also den König dazu auf und begann in einem bewegten Tone:

„Sire, beweisen Sie durch diese Handlung, daß Sie gänzlich in die Abschaffung der Privilegien des Adels willigen.“

„Beweisen Sie,“ fügte Péthion hinzu, „daß Sie ohne Zögern und Vorbehalt Allem entsagen, was an die alte Herrschaft erinnert.“

„König der Franzosen," sprach der beredte Vergniaud, „zeigen Sie uns durch das Freiwillige Ihrer Handlung, daß Sie endlich wahrhaft der erste Repräsentant der Nation geworden sind. Verbrennen Sie den Baum der Lehnsherrschaft."

„Es giebt keine Lehnsherrschaft mehr in Frankreich," gab Ludwig trocken zur Antwort, „und was Sie von mir verlangen, ist nutzlos."

„Niemand bestand weiter auf der Sache. Da jedoch wegen der Weigerung des Königs die Ceremonie des Verbrennens nicht stattfand, so wogte die um das erwartete Schauspiel gebrachte Menge nach der andern Seite des Marsfeldes zurück, und diese Bewegung war die Ursache des Schreckens der Königin. Der übrige Tag verging traurig, und Abends lockten die Gelegenheitsstücke wenig Zuschauer in die Theater.

Daß der König am 14. Juli im dichtesten Gedränge unverletzt blieb, bewies offenbar, daß man ihm nicht zu Leibe wollte; allein eben so unzweifelhaft war, daß man es auf die königliche Würde abgesehen hatte. Die Gironde, welche die Nationalversammlung beherrschte, die Kommun und das Direktorium des Departements verhehlten seitdem wenig ihre antimonarchischen Absichten. Vielleicht war Péthions üble Behandlung am Abende des 21. Juni die erste Veranlassung dazu, und so kostete dem Könige vielleicht eine Rückkehr zu seinen alten Gewohnheiten Krone und Leben. Wollten nämlich die Girondisten auch

jetzt nur die Absetzung Ludwigs, so verlangten später die Jakobiner dessen Tod.

Seit dem 15. Juli dachten die Nationalversammlung und die Kommun ernstlich an den Sturz des Throns. An dem nur genannten Tage gab erstere das Dekret, welches den noch in der Hauptstadt befindlichen drei Linienregimentern und der Schweizergarde zur Armee aufzubrechen befahl. Die Nationalgarde war so desorganisirt, daß sie nicht mehr unter einem und demselben Einflusse stand. Die Deputationen der Departements erschienen schnell nach einander vor den Schranken und verlangten Suspension der exekutiven Gewalt, Lafayette's Anklage wegen seines Benehmens am 28. Juli, hauptsächlich aber Veränderung der Generalstäbe der Armeen, die sie der Verrätherei beschuldigten, und außerdem Einberufung der Primärversammlungen, um die Wünsche des Volks zu vernehmen.

Mitten unter dieser Gährung kam das schon der Hauptsache nach mitgetheilte Manifest des Herzogs von Braunschweig, welches als der Gnadenstoß der Monarchie angesehen werden kann. Welche Vortheile zogen nicht Girondisten und Jakobiner von dieser drohenden Bekanntmachung des preußischen Generals! „Seht den Despoten," ließen sie die Redner der Straßen rufen, „nur Ueberläufern und dem treulosen Tyrannen unter uns verspricht er seinen Schutz und erwähnt nur die Nation, um von ihrer Züchtigung zu sprechen. Für jenen Preußen seid Ihr nur

eine Heerde Sklaven, die er wieder unter die Peitsche ihres Herrn zurückbringen will; 25 Millionen Menschen sind nichts für ihn, und nur die Rechte einer Familie erkennt er an."

Welche bessere Gelegenheit wollten die Parteien haben, ihre Macht durch den Sturz des Throns zu begründen? — „Wie können wir," rief man, „das Vaterland vertheidigen, wenn wir nicht dem Könige das Zepter entreißen, dessen geheime Intriguen mit den Fremden unsre Anstrengungen vereiteln?" Allgemein hielt die Nation diese Klagen für gerecht, und sie wären es gewesen, wenn sie nicht der Parteigeist mehr, als die Gefahr des Vaterlandes diktirt hätte. Dessen ungeachtet würde die Mehrzahl der Nationalversammlung, die bei großen Gelegenheiten noch konstitutionell zu handeln wußte, nicht zum Aeußersten geschritten sein, hätte nicht das Manifest des Herzogs von Braunschweig dazu autorisirt. Demnach bewirkten weniger die Umtriebe der Parteien das Verderben des Königs, als vielmehr die Drohungen der Koalition.

Man hat behauptet, ganz Frankreich sei für Beibehaltung der alten Dynastie gewesen; allein Alle, die damals Frankreich durchreisten, haben das Gegentheil gesagt. Die Massen urtheilen selten falsch; denn unter Millionen Köpfen giebt's keine Faktionen. Nun konnte aber die fortdauernde Falschheit des Hofs den

Einwohnern der 83 Departements nicht unbekannt sein, und mit Unwillen hatten sie das in Folge derselben erlassene Manifest vernommen. Die Primärversammlungen hatten sich für Absetzung Ludwigs XVI. entschieden. — — Vielleicht hatte der Girondist Salles doch Recht, wenn er sagte, daß von 100,000 votirenden Parisern 70,000 Royalisten wären. Weiter oben habe ich die spekulativen Gründe auseinandergesetzt, worauf diese Majorität beruhte. Allein außerhalb dieses eigennützigen Centrums war es anders.

Längst schon waren Marseiller zu Paris, die Genossen von Barbaroux und offne Patrioten. Ich glaube, sie konnten die Ehre verdient haben, die Pathen der Marseillaise zu sein, was ich aber nicht von dem Bataillon aus Marseille sagen kann, was am 30. Juli in Paris einrückte. Dieses Korps, aus Vagabunden und Taugenichtsen zusammengesetzt, zeichnete sich bald nach seiner Ankunft in der Hauptstadt durch seine Zügellosigkeit aus. Angeblich kam das Bataillon, um das heilige Feuer des Patriotismus in Paris neu anzufachen, und seine ersten Handlungen verdienten die strenge Ahndung der Pariser. Leicht hätte die Nationalgarde diesen vorgeblichen Patrioten die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lassen können; allein, wie gesagt, die Energie war in dem Mittelstande erschöpft, und die untersten Volksklassen, von den Parteimännern angespornt, befanden sich in einer Aufregung, wo ihnen die Nothwendigkeit von Maß-

regeln zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung nicht mehr begreiflich zu machen war.

Am 3. August zerriß Péthion den letzten Schleier, den er über seine rachsüchtigen Pläne gebreitet, indem er vor den Schranken der Nationalversammlung geradezu die Abschaffung des Königthums verlangte.

„Wir wollen im Heiligthume der Gesetze," begann er, „den Wunsch einer ungeheuren Stadt niederlegen. Sie glaubt, um Frankreichs Uebel zu heilen, müsse dieses unverzüglich mit der Wurzel ausgerottet werden. Als dasselbe bezeichnet sie Ihnen durch mich mit Schmerz das Haupt der exekutiven Gewalt. — — Wir verlangen nicht seine Suspension, denn so lange das Vaterland in Gefahr ist, widersetzt sich dieser Maßregel die Konstitution, sondern seine Absetzung. Ist diese geschehen, so fordern wir, daß die solidarisch verantwortlichen Minister provisorisch die exekutive Gewalt ausüben, bis der Wille des Volks, welches unser Souverän wie der Ihrige ist, sich gesetzlich in einem Nationalkonvent ausgesprochen hat."

Die Girondisten schwankten in diesem Augenblick noch über die Art der zu konstituirenden Regierung; denn die Republik des Komité Roland ward nicht einstimmig von dieser Partei gebilligt. Manchmal wollten sie den Dauphin zum Könige, und während einer langen Minderjährigkeit in seinem Namen herrschen; dann versprachen sie wieder Orleans die Krone,

dessen Kleinmüthigkeit und Regierungsunfähigkeit sich mit einer Scheingewalt begnügt hätte.

Péthion wußte sehr gut, daß die pariser Bürgerschaft sich wieder für royalistisch hielt, weil bei dem Leichtsinne ihres Charakters der Patriotismus bei ihnen schon etwas Altes und Verbrauchtes geworden. Auch wußte der Maire, daß der Handelsstand von Paris monarchisch sei, weil die Revolutionsmänner wenig konsumirten. Allein dieser Theil der Bevölkerung schwieg, und wenn die Majorität still ist, hat die sprechende Minorität Recht. So forderten denn die Sektionen vom Théâtre français, Mauconseil und selbst die der Filles St. Thomas, welche letztere für sehr konstitutionell gehalten wurde, die Absetzung des Königs. Eine Zeit lang fügte man den wiederholten Petitionen der Sektionen die einer Menge in der Stadt errichteter Volksgesellschaften bei, deren leitender Mittelpunkt ein großer girondistischer Komité war.

Allein in den ersten Tagen des Augusts wurden diese kleinen Heerde der Revolution unterdrückt. Die Gironde fürchtete, sie möchten den Cordeliers, die schon in der Kommun herrschten, zu viel Gehör geben.

Hieraus geht hervor, daß von allen Seiten brennbare Stoffe in Paris aufgehäuft wurden, und daß ein Funken hinreichte, einen Brand zu veranlassen, der den Thron verzehrte. Gleichwohl blieben die sogenannten konstitutionellen Royalisten sorglos und dach-

ten nur an Vergnügungen, spielten Abends in den Kafé's Domino oder Billard, oder drängten sich auch zu den ersten Vorstellungen der „Mère coupable“, des letzten Drama's der bekannten Trilogie von Beaumarchais, die im Theater der Straße Culture St. Catherine gegeben wurde.

Ich werde das Werk nicht für ein Geschlecht analysiren, welches dasselbe so gut kennt, wie ich; allein das Historische des Stücks bin ich meinen Lesern schuldig. Die Personen des Barbiers von Sevilla und von „La folle Journée“ finden sich, um zwanzig Jahre älter, in der „Mère coupable“ wieder und deuten an, daß der Dichter um vier Lustra älter geworden. Der erste Akt versprach ein kräftiges, interessantes Stück; allein im zweiten und dritten Akte wurde die Sache langweilig. Eine sehr pathetische Szene im vierten Akt, zwischen dem Grafen und der Gräfin Almaviva, ließ hierauf die Lücke von Interesse vergessen, und Figaro's intriguirendes Genie, das sich im fünften Akte reproducirte, um die Ränke des treulosen Bejart zu vereiteln, erinnerte an die schönen Tage von Beaumarchais und erzwang den Erfolg des Stücks.

Dennoch mußte man sich während der ganzen Vorstellung erinnern, wie reizend und originell sonst die in der „Mère coupable“ fortgesetzten Charaktere gezeichnet waren, um ihnen eine Gunst zu widmen, die sie in diesem Drama nur hier und da verdienten.

Der Erfolg dieses letzten Werks à la Figaro gründete sich nur auf Tradition, ohne diese wäre es durchgefallen. Als später das Stück im Théâtre français gegeben wurde, trugen das überlegene Spiel der Darsteller und die immer zunehmende Schwäche der neuern Dramen, kurz Alles dazu bei, sein Glück zu machen, ohne daß es aber jemals von einer besonnenen Kritik der Hochzeit des Figaro oder gar dem Barbier von Sevilla gleichgestellt worden.

Unterdessen bereitete sich ein anderes Drama von höherer Tendenz und auf einem größeren Theater vor. Die gesetzgebende Versammlung, welche, im Ganzen genommen, den Plan dazu nicht entworfen hatte, begünstigte doch dessen Ausführung durch wenigstens unkluge Maßregeln. Ein in den ersten Tagen des August gegebenes Dekret verordnete, daß die Terrasse der Feuillans, in ihrer ganzen Ausdehnung, eine Dependenz des Lokales sei, wo die Nationalversammlung berathschlagte, und daß der übrige Garten der Tuilerien zur königlichen Residenz gehöre. Ein dreifarbiges Band wurde von einem Ende des Gartens zum andern gespannt, um diese Grenze zu bezeichnen, und besondre Aufseher hatten zu verhindern, daß Niemand von der Terrasse in den Garten hinabstieg. Durch an dem Bande befestigte Zettel ward dasselbe verboten.

Nichts konnte unkluger sein, als eine solche Maßregel, die einen offenen Bruch zwischen den Repräsen-

tanten und dem Souverän ankündigte. Die Patrioten der Terrasse und die Royalisten des Gartens waren gleichsam autorisirt, jenseit der schwankenden Grenze nur Feinde zu erblicken. Bald empfing das sogenannte Terrain Namen, gemäß der Bedeutung, welche die Nationalversammlung selbst mit jener fatalen Begrenzung verknüpfte. Die Terrasse wurde „Nationalgebiet" genannt, und der niedere Theil des Gartens „Gebiet von Koblenz." — Nach diesem stillschweigenden Manifest konnten die Feindseligkeiten nicht ausbleiben. Die Reitbahn auf der einen und das Schloß auf der andern Seite waren Festen, deren Belagerung zu den Möglichkeiten zu gehören schien, und betrachtete man die Streitkräfte beider Theile, ließ sich leicht vermuthen, wer siegen würde.

Vielleicht war dies die zunächst entscheidende Ursache der Ereignisse des 10. August. Jetzt kommt das erste Scharmützel dieses Feldzugs: Ein junger Mann, der die Bedeutung des trennenden Bandes nicht wußte, stieg eines Morgens, ohne Zweifel von den Aufsehern nicht bemerkt, von der Terrasse in den Garten. Sofort ertönte von der Nationalseite furchtbares Geschrei, ein allgemeines Hurrah, worein sich der Schreckensruf: „An die Laterne!" mischte. Volkshaufen drängten sich nach der Balustrade und fielen den armen Sünder mit Schmähungen an, denen ohne Zweifel bald ein Steinhagel gefolgt wäre. Plötzlich nahm aber der junge Mann mit jener Geistesgegenwart, welche „die Vorsehung der

Gefahr" heißen könnte, sein Taschentuch, zog seine Schuhe aus, wischte auf das Sorgfältigste den Sand ab, der in der Allee der Tuilerien daran hängen geblieben, und wendete sich dann, seine Fußbekleidung in der Hand, nach der Terrasse zurück. Den Aeußerungen der Wuth folgten auf der Stelle Gelächter und Beifallsbezeigungen. Die Gescheitesten unter den Massen hatten den Einfall begriffen; der junge Mann wurde umringt und am Ende von seinen zahllosen Bewunderern im Triumph davongetragen. — Kurz vorher sollte er gesteinigt werden. — — O Franzosen! so lange man Euch zu lachen machen kann, darf man nie im Umgange mit Euch an seinem Heil verzweifeln. Wir sind jetzt bekanntlich eine ernste, nachdenkliche und bedächtige Nation geworden; allein der nur erzählte Zug würde noch ein eben so schnelles Glück machen, als 1792.

Das damalige Benehmen der Nationalversammlung war wirklich unerklärlich; man konnte nicht umhin, in ihrer Mitte eine konstitutionelle Majorität zu bemerken, weil sie eben Lafayette von der Anklage wegen seines Benehmens am 28. Juni freigesprochen hatte, und doch ließ sie die verschiedenen Parteien ungestört ihre Ränke fortspinnen. Nicht etwa, weil sie dieselben nicht kannte, denn die außerordentliche Bewegung in mehrern Quartieren hätte die Kurzsichtigsten enttäuscht, sondern aus einer gewissen Schüchternheit, die strenge Maßregeln zur Erhaltung der

Ordnung hinderte. Dennoch wurde Röderer, der Prokurator des Departements, am 9. August vor die Schranken gerufen und über den Zustand der Hauptstadt, so wie über die zur Verhütung des für nächste Nacht angekündigten Aufstandes getroffnen Maßregeln befragt. Röderer gab von den Vertheidigungsmitteln der Kommun Rechenschaft, garantirte aber nicht die Erhaltung der Ruhe. Nach dem Prokurator erschien Péthion an den Schranken und fügte noch weniger ermuthigend hinzu: die bewaffnete Macht sei verschiedener Meinung, und es wäre unklug, sie gegen das Volk anzuwenden. Die Repräsentanten begnügten sich mit diesen Erklärungen, die geeigneter waren, Besorgniß zu erregen, als sie zu beseitigen, und hoben um 7 Uhr Abends die Sitzung auf.

Uebrigens flößte ein seltsames Verhängniß dem Hofe dieselbe weichliche Sorglosigkeit ein, wie der Nationalversammlung. Ludwig wußte, daß ein Mann über die Terrasse der Feuillans mit einer Standarte gelaufen, welche die Inschrift hatte: „Morgen, Ludwig, ist der Thron gestürzt, und wir sind frei," und gut unterrichtete Agenten hatten ihm gemeldet, das Schloß könne jeden Augenblick angegriffen werden. Der Hof rechnete jedoch auf die geheime Gegenpolizei unter dem Exminister Bertrand de Molleville, der zwar ein ergebner Royalist, dabei aber aufgeblasen war, wie alle mittelmäßige Köpfe, und meinte, daß er die Vorstädte hinlänglich für den König habe bear-

beiten lassen. Auch rühmte er sich eines großen Einflusses auf die Nationalgarde. Im Interesse des Königthums ließ er eine Menge Pamphlets und Lieder à la Pontneuf verbreiten, wozu ihm eine eigne Druckerei zu Gebote stand, und dies Papier gegen Kanonen, Piken und Musketen für hinlänglich haltend, sagte er zum Könige: er stehe für die große Mehrzahl der Pariser, und im Nothfall würde Hülfe nicht fehlen. Am 9. August, Abends um 9 Uhr, antwortete er noch Ludwig XVI.: es habe keine Gefahr; die Vorstädte St. Antoine und St. Marceau würden in Masse das Schloß vertheidigen, wenn es die 900 Vagabunden aus Marseille, die allein zu fürchten wären, angreifen sollten.

Ludwig, der sich so leicht resignirte, ohne deshalb seine Besorgnisse aufzugeben, schien wenigstens ruhig, was mit der Königin nicht der Fall war.

Als der getäuschte Monarch am Rande eines Vulkans einschlief, hatten die Sektionsversammlungen schon beschlossen, den Thron zu stürzen und die Souveränität des Volks zu proklamiren. Schon ertönte in mehrern Kirchspielen die Sturmglocke, und Aufwiegler durcheilten die Straßen.

Ein Umstand verdient hier besondrer Erwähnung. Die Girondisten waren, wie gesagt, die Anstifter des Aufstandes; allein durch den Einfluß der Jakobiner-Cordeliers auf die Kommun überflügelt, verloren sie

die Leitung der Bewegung. Volksdiktator war nicht mehr Péthion, sondern Danton.

Vergniaud, Guadet, Roland, Condorcet, Grangeneuve und Brissot verschmähten es, am Kampfe Theil zu nehmen, und nur Barbaroux kommandirte seine Marseiller. Rädelsführer waren: Santerre, Bourdon de l'Oise, Legendre, Manuel, Prokurator der Kommun, Chaumette, Municipalbeamter, und Billaud Varennes, Mitglied des Generalkonseils. In der Nationalversammlung wurden die Cordeliers durch Chabot, Bazire und Merlin de Thionville unterstützt.

Unter der Leitung dieser meistens verwegenen Männer konnte der Aufstand nur blutig werden. Die Jakobiner verwarfen alle Mittel der Ueberredung; das Schweigen über der Zerstörung schien ihnen eine sichere Garantie. Die Gironde hatte also am Abende des 9. Auguſt das Ruder aus der Hand verloren, und es ließ sich auf sie das Sic vos non vobis der Bienen des Virgil anwenden.

Um 10 Uhr Abends begaben sich 180 von den Sektionen ernannte Kommissäre aufs Stadthaus, um unter Huguenin's, des Redners vom 20. Juni, Vorsitze, eine Art Ge...konseil zu bilden und dadurch die Autorität der Kommun kraftlos zu machen.

Hier stößt man plötzlich auf einen Namen, der in der Revolution Aufsehen machen sollte. An der ungeheuren Tafel, um welche die improvisirten Räthe saßen, bemerkte man nämlich auch einen jungen Mann

mit sehr ausdrucksvoller Miene, die Feder in der Hand und sehr beschäftigt, wie es schien. Viele erinnerten sich, ihn noch vor wenigen Jahren auf der Gasse spielen gesehen zu haben. Es war der Sohn eines Portier, dessen glückliche Gesichtsbildung den geistreichen Abbé Morellet, den Erzieher des Sohns des Herrn von Bercy, bewogen hatte, ihm mit dem jungen Edelmanne gleichen Unterricht zu ertheilen. Nichts entwickelt mehr den Ehrgeiz, als unverhofftes Glück; Tallien war Anfangs über die Gunst des Geschicks erstaunt, bald aber schien es ihm eine große Bescheidenheit, sich damit zu begnügen. Zur Zeit der Revolution suchte sich Tallien durch alle ihm zu Gebote stehende Mittel vorwärts zu bringen; allein wegen seiner Jugend war sein Flug nicht kühn. Er intriguirte Anfangs in seiner Sektion, wurde dann beim Generalkonseil angestellt, wo er einige Monate unbemerkt blieb; aber in der Nacht vom 9.—10. August erschien er zuerst auf der Hauptbühne der Revolution. Er versah das Amt eines Sekretärs bei der nächtlichen Sitzung des Komité, welcher die Gewalt der Municipalität usurpirte.

Dies war der Stand der Dinge um Mitternacht; der angebliche Generalkonseil hatte die der Municipalität von dem Volke übertragene Gewalt zurückgenommen, und Péthion wurde nebst Manuel von einer 400 Mann starken Wache beobachtet, die, wie es hieß, zu ihrer Sicherheit bestimmt war, eigentlich aber

jede administrative Handlung der beiden Beamten hindern sollte. Dennoch begab sich Péthion des Nachts in die Tuilerien, nicht um den Erfolg des Aufstandes zu sichern, wie leidenschaftliche Schriftsteller behauptet haben, sondern um die Vertheidigung des Schlosses vorzubereiten; denn ich wiederhole es, der Maire wollte keineswegs die von ihm veranlaßte Insurrektion mit Blut beflecken. Das Kommando der im Pallast versammelten Truppen hatte Mandat, ein der Konstitution sehr ergebner Offizier, der aber eben wegen dieser Eigenschaft dem Hofe so verhaßt war, wie ein Jakobiner. Denn der König und seine Umgebung, um es noch einmal zu sagen, unterschieden nur Jakobiner und treue Unterthanen; nichts, was dazwischen lag, wurde im Schlosse anerkannt.

Péthion und Mandat, die Ludwig XVI. gleichmäßig haßte, verstanden sich jedoch darüber, daß im Nothfalle Gewalt mit Gewalt vertrieben werden solle. Der Kommandant erhielt zu diesem Zwecke vom Maire eine geschriebene Ordre, und Letzterer visitirte die Posten zu verschiedenen Malen, trotz der Drohungen der den Dienst im Schlosse habenden Nationalgardisten, die sich konstitutionelle Royalisten nannten.

Während Péthion eine so gefährliche Mission erfüllte, gab die Nationalversammlung, welche sich um 1 Uhr wieder versammelt hatte, ein Dekret, das diesem Beamten verbot, sich ferner auszusetzen. Noch lange nach der Katastrophe des 10. August war auf

den Thüren des Schlosses zu lesen: „Hier wäre der Maire von Paris ermordet worden, hätte ein Dekret der Nationalversammlung nicht sein Leben gerettet.“

Dessen ungeachtet wollten die Krämer der Sektion der Filles St. Thomas den Maire niedermetzeln, weil sie ihn für den Hauptanstifter des Aufstandes hielten. Mandat begab sich daher zum Könige und theilte ihm den Irrthum mit, dessen Opfer Péthion werden sollte.

Seine Majestät befahl nun Herrn von Salis, Adjutanten der Schweizer, den Maire bis über den Carrousselplatz zu begleiten. Der Offizier, an der Spitze eines Detachements, schlang seinen Arm um den des Beamten, was jedoch die Nationalgarde nicht hinderte, den Letzteren zu bedrohen. „Seien Sie ruhig, Herr Péthion,“ wiederholte jeden Augenblick der Adjutant in seinem schweizerischen Dialekt; „ich verspreche Ihnen, daß der Erste, der Sie tödten wird, augenblicklich sterben muß.“

Ohne Zweifel war dies Versprechen aufrichtiger, als ermuthigend.

Als sich Péthion wieder auf dem Stadthause befand, und seine Unthätigkeit durch die obenerwähnte Wache gesichert war, berief der Sektionsrath, der eben den Generalstab der Nationalgarde kassirt hatte, den Kommandanten Mandat, setzte ihn ab und übergab ihn einem gewissen Rossignol, der ihn auf der Treppe des Stadthauses ermorden ließ, um die von Péthion

unterzeichnete Ordre zur Vertheidigung zu erlangen. — Später belohnte der Terrorismus diesen Rossignol mit der Würde eines Generals.

Man sieht hieraus, wie verleumderisch die Schriftsteller gewesen, welche Péthion die Ermordung Mandat's Schuld gaben. Wir glauben bewiesen zu haben, daß dieser Girondist und seine Genossen die Insurrektion die ihr von ihnen gesteckten Grenzen überschreiten sahen, und übrigens kann es Niemand einfallen, zu behaupten, der Maire habe sich, um zu blutigen Thaten aufzureizen, in die Mitte von Leuten begeben, die entschlossen waren, sie zu hindern. Etwas der Art konnten sich wohl die damals im Schlosse auf der Wache befindlichen Krämer einfallen lassen, weil sie von den Agenten Bertrands de Molleville irre gemacht worden; wie wäre es aber möglich gewesen, daß ein so kluger Mann, wie Péthion, in dem Grade Feind seiner eignen Erhaltung gewesen, daß er einen solchen Schritt thun konnte! Die Ermordung des unglücklichen Mandat war die natürliche Folge der Absichten der Cordeliers des Sektionsrathes, und das Andenken des Maires von Paris damit besudeln zu wollen, wäre absurd.

Den 10., um 5 Uhr Morgens, erschien der König auf dem Balkon des Pavillons de l'Horloge und hörte einige Augenblicke auf den Lärm. In allen Quartieren wurde Generalmarsch geschlagen, und die

Unheil verkündenden Töne verhallten im Echo von den Mauern des Schlosses. Der Monarch schien ruhig; allein sein Gesicht war blaß, und seine rothen, aufgelaufenen Augen bewiesen eine unruhige Nacht. Der König schien sich nicht entkleidet zu haben; eine Seite seiner Frisur war in Unordnung und verrieth, daß der Fürst nur auf einem Kissen einige Augenblicke einer gewiß oft unterbrochenen Ruhe habe genießen wollen. Ludwig trug ein violettes Kleid, Hosen von schwarzer Seide, weiße Strümpfe, eine weißseidene, gestickte Weste, Schuhe mit silbernen Schnallen und einen Klappenhut unter dem Arme. Ein kleiner Degen mit silbernem Griff verlor sich unter dem Schooß seines Kleides.

In diesem Kostüme des großen Lever begab sich der König in den Hof, um seine Vertheidiger die Revüe passiren zu lassen. Er wurde mit Beweisen von Eifer, Zuneigung und selbst Ergebenheit empfangen, welche durch eine mehr kriegerische Haltung ermuthigt zu werden verdienten, was auch immer der Beweggrund der royalistischen Nationalgardisten sein mochte. Heinrich IV., glorreichen Andenkens, erschien am Tage einer Schlacht gewappnet, ein Schwert an der Seite, vor seinen Freunden. Dessen ungeachtet wurde Ludwig leidenschaftlich applaudirt, und in einem Augenblicke waren alle Hüte auf den Spitzen der Säbel und Bayonnette. Vielleicht erregte er einen Enthusiasmus des Mitleids; allein ich möchte den Souve-

räns, die durch die Waffen triumphiren wollen, nicht rathen, ein solches Gefühl zu erregen zu suchen.

In seinen Gemächern empfing Ludwig dieselben Beweise von Ergebenheit; Marie Antoinette half hier diesem zu schwachen Fürsten seine Anhänger noch mehr entflammen. Oefters hörte ich einen alten Edelmann, der sich damals im Schlosse befand, wiederholen, daß ihn in jenem Augenblicke die Züge der Königin an die ihrer Mutter erinnert. Ihre östreichische Lippe, von einem leichten Zucken bewegt, und ihre Adlernase, durch die mächtige Aufregung etwas angeschwollen, gaben ihrer Physionomie eine heroische Schönheit von unaussprechlicher Wirkung.

Angefeuert von den Vivats, die um sie ertönten, näherte sich die Königin einem dienstthuenden Offizier, Namens Bachmann, ergriff eins der Pistolen, die er im Gürtel hatte, und rief, es lebhaft dem Könige hinhaltend: „Jetzt ist es Zeit, Sire, sich zu zeigen!"

Nach diesem hübschen Zuge der Königin hob der alte Marschall von Mailly an, indem er Ludwig XVI. mit seinem kleinen Degen grüßte: „Sire, wir wollen den Thron wieder aufrichten, oder an Ihrer Seite sterben. Schwören Sie, uns anzuführen." — Der König bedeckte sich, zog seinen Degen und stammelte das verlangte Versprechen.

Die Schweizer, auf welche noch am meisten unter den Truppen im Schlosse zu rechnen war, versprachen nichts und schwuren nichts. Die guten Leute

glaubten, es verstehe sich von selbst, daß sie sich mit derselben Pünktlichkeit und Präcision tödten ließen, als sie die Gewehrgriffe ausführten oder Rechtsumkehrt machten. Sich für alle Souveräns tödten zu lassen, die mit ihrer bluthändlerischen Republik kapitulirt, war einmal ihr Metier.

Der Platz des Carroussel war 1792 um die Hälfte kleiner, als jetzt. Seitdem sind nämlich eine Menge größere und kleinere Häuser demolirt worden, die mehrere Straßen und Seitengassen bildeten, und es ziemlich leicht machten, sich den Tuilerien zu nähern. Diese Oertlichkeit stellte gleichsam bedeckte Wege vor, mittelst der man bis auf Pistolenschußweite vom Schlosse kommen konnte. Der Raum zwischen dem großen Gitter und den Mauern des Palastes war auch weniger groß und bildete einen Hof, der durch starke Grenzsteine mit Ketten in drei Theile geschieden war, wovon der mittelste „Cour royale" hieß, der zur Linken aber, wenn man vom Carroussel kam, „Cour des Princes," und der rechts „Cour des Suisses." Der linke Hof führte zum Pavillon der Flora, und der rechte zu den Ställen und dem Pavillon Marsan, auch befand sich hier der Eingang zum Theater.

Die Insurgenten, welche sich unter Santerre und Panis in den Vorstädten St. Antoine und St. Marceau versammelt hatten, bemächtigten sich vor acht Uhr Morgens der Zugänge des Carrousselplatzes, wobei sie die obenerwähnten Vortheile benutzten. Die

Gensd'armen zu Pferd, die sich hier auf dem Vorposten befanden, zogen sich längs dem Hôtel de Longueville zurück. Das Volk behauptete diesen Posten, und die Marseiller richteten sofort zwei Kanonen, die sie hierher gebracht, auf das Schloß. Zu gleicher Zeit drangen andere Marseiller und Volkshaufen über die Terrasse der Feuillans in den Garten der Tuilerien, während eine dritte Abtheilung den Pont-Royal besetzte. Alle diese Bewegungen, die still und mit viel Ordnung ausgeführt wurden, waren zuverlässig von einem Sachverständigen angeordnet, der sich in der Menge verbarg.

Um 9 Uhr begann der Angriff, und einige Minuten nachher zerstreuten sich schon mehrere in den Höfen und Gärten aufgestellte Kompagnien Nationalgarde, denen bald verschiedene Reserven in den elyseischen Feldern folgten. Ein Bataillon Goldschmiede und Bijouteriehändler, die mehr für Erhaltung ihres Eigenthums, als zum Schutze des Throns die Waffen ergriffen, verschwand am Ende auch aus Liebe zu einem noch theureren Gegenstande, nämlich zu ihrem eignen Selbst. Kurz, noch ehe der Kampf ernsthaft geworden, blieb dem Könige nicht der vierte Theil der Vertheidiger, deren Eifer um fünf Uhr Morgens so laut sprach. Die royalistischen Streitkräfte beschränkten sich auf etwa 2500 Grenadiere und Jäger der Nationalgarde, 1000 Schweizer oder junge Leute von der königlichen Garde, die das rothe Kleid ge-

nommen, und etwa 400 Edelleute, Friseurs, Köche und Lakaien, die in den Appartements vereinigt und mit Taschenpistolen und langen Degen bewaffnet waren. Diese Hand voll Leute, diese Prätorianer des Oeil de boeuf, denen Ludwig seine Person unmittelbarer vertraute, als der Nationalgarde, wurden von dieser ungern gesehen, und der Vorzug, den er ihnen zu geben schien, verursachte bald darauf eine neue Desertion in den Reihen der Nationalgarde.

Man sieht hieraus, daß die von Bertrand de Molleville dem Monarchen versprochenen Kämpfer sich ursprünglich auf noch nicht 4000 Mann beschränkten. Ohne Zweifel wären diese Streitkräfte hinlänglich gewesen, hätten sie eine gute Leitung gehabt und wären sie vom Könige selbst kommandirt worden. Mit etwas mehr Entschlossenheit und viel weniger Resignation hätte der Enkel Heinrichs IV. an diesem Tage Krone und Leben gerettet. Ludwig XVI., der für den besten Reiter seines Landes galt, hätte dann aber auf das erste beste Pferd springen müssen, selbst in seidenen Strümpfen, wie der große Condé bei Senef, und den Seinen zurufen sollen: „Ich bin der erste Vertheidiger meiner Sache; helft Eurem Könige!“

Davon war Ludwig weit entfernt. Bei den ersten Zeichen der Desertion seufzte er und blickte gen Himmel. Unter diesen Umständen kostete es dem um diese Zeit anlangenden Röderer keine Mühe, den

Monarchen zu bewegen, sich mit seiner Familie in die Nationalversammlung zu flüchten. Von diesem Augenblicke an war es um den Thron geschehen; man vertheidigt keine Krone mehr, die dem, der sie trug, von der Stirne fiel.

Was konnte trauriger sein, als der Anblick der königlichen Familie zwischen Doppelreihen von Schweizern und Nationalgardisten, unter der Obhut einiger Beamten, die ungewiß waren, ob sie die schützen könnten, welche kürzlich noch alle Macht in den Händen hatten. Langsam ging der Zug durch den Garten, da man jeden Augenblick unterhandeln mußte. Am Fuße der Terrasse weigerte sich ein dicht gedrängter Volkshaufen bestimmt, die königliche Familie passiren zu lassen. — „Nein!" rief man, „wir wollen keine Tyrannen mehr! Fort mit Madame Veto!" — Indeß gelang es Röderer, dessen Beredsamkeit, nöthigen Falls, salbungsreich und pathetisch sein konnte, und dem Marie Antoinette und der König an diesem Tage das Leben verdankten, am Ende die Erlaubniß zu erhalten, daß sich die königliche Familie in die Nationalversammlung begeben durfte, jedoch unter der Bedingung, daß die Eskorte zurückbleiben solle.

In diesem Augenblicke drängte sich ein Mann durch die Menge und begann hastig zu dem Könige: „Reichen Sie mir Ihre Hand und sein Sie versichert, daß Sie die eines ehrlichen Mannes und nicht die eines Mörders ergreifen. Trotz Ihrer begangnen Fehler

flehe ich Ihnen für Ihr Leben und selbst für das Ihrer Frau, obgleich sie eine Metze ist, die Frankreich zu Grunde gerichtet hat. Ich begleite Sie in die Nationalversammlung."

Der König nahm die ihm dargebotene Hand des Unbekannten, warf einen feuchten Blick auf die zurückkehrende Eskorte und stammelte einige unverständliche Worte des Danks. Es war sein letztes Lebewohl an seine letzten Vertheidiger.

Vergniaud präsidirte die Nationalversammlung, als der König, in der Mitte des Saales stehend, unter den herzzerreißenden Seufzern seiner Familie die wenigen Worte sprach: „Ich bin gekommen, um der Nation ein großes Verbrechen zu ersparen, und denke, in der Mitte ihrer Repräsentanten am sichersten zu sein."

Der Girondist antwortete, von seinem Lehnstuhle ausweichend:

„Sie können auf die Festigkeit der Nationalversammlung rechnen, deren Mitglieder geschworen haben, die Rechte des Volks und die bestehenden Autoritäten aufrecht zu erhalten."

Bald darauf wurde der königlichen Familie die enge Loge eines Journalisten, des sogenannten Logographen, angewiesen, wo sie sechzehn Stunden verweilte.

Einige Augenblicke nachher hörte man einen Kanonenschuß, dem mehrere Gewehrsalven, und diesen

wieder mehrere Kanonenschüsse folgten; das Volk zeichnete mit Kugeln die Grundlagen zur Republik auf die geschwärzten Mauern der königlichen Wohnung.

Die schon tausendmal erzählten Einzelnheiten des 10. August 1792 zu wiederholen, liegt außer meinem Bereich. Ich begnüge mich also mit Ergänzungen und damit, Uebertreibungen, die aus Leidenschaft oder verächtlicheren Gründen geschehen, zu berichtigen.

Die Belagerer benahmen sich allerdings eben so ungerecht als barbarisch gegen die Schweizer, die doch nur leidenschaftslos ihre Pflicht aus Achtung gegen die eingegangene Kapitulation thaten; allein sie schonten, wie jetzt anerkannt ist, die Nationalgardisten, welche für den König gefochten, und die entwaffneten Bewohner des Schlosses. Nur einige Fanatiker, die nutzlos den Kampf fortsetzten, wurden getödtet.

Die Föderirten hatten eben Herrn von Pomar, den Adjutanten des alten Marschalls von Mailly, getödtet und zum Fenster hinausgeworfen. Der Marschall selbst lag entwaffnet am Boden und erwartete mit edler Resignation den Todesstreich von der Hand eines Insurgenten, als ein Anderer, der dazu kam, den Arm seines Kameraden mit den Worten zurückhielt:

„Halt! Freund; diesem schenke das Leben, das ist ein wackrer Offizier, unter dem ich gedient habe."

„Der ehrliche Mann hat mich aber eben mit seiner in Silber gefaßten Spicknadel erstechen wollen," antwortete der Föderirte.

„Wahrhaftig, eine schöne Art Waffe! Den Stich hättest Du ja mit einem Schwefelhölzchen pariren können. Das verlohnte sich der Mühe, deshalb diesen Alten um die ihm noch übrigen drei oder vier Lebenstage zu bringen.“

„Du hast Recht, Kamerad; steht auf, Papa, und seid künftig ein besserer Patriot.“

Bei diesen Worten reichte der Föderirte dem Marschalle die Hand, half ihm auf die Beine und sprach zu dem Dazugekommenen:

„Schaff' den guten Mann fort; die eben empfangene Lektion wird, denke ich, nicht für ihn verloren sein. Adieu, Alter, vergeßt mich nicht.“

„Schnell, Herr Herzog,“ sprach der Retter des Marschalls, ihn bei der Hand ergreifend. „Sein Sie unbesorgt; ich bin Picard, Ihr ehemaliger Jäger, und stehe für Ihr Leben.“

„Führt mich also fort von hier,“ erwiderte bewegt der alte Krieger; „da ich nicht für meinen König sterben konnte. Aber sagt, was ist aus seiner Majestät geworden?“

„Der König hat sich mit seiner Familie in die Nationalversammlung geflüchtet.“

„Immer derselbe,“ erwiderte Mailly, zum Himmel blickend. „Er ist verloren.“

„Mit Erlaubniß, Herr Marschall, wir wollen fort.“

„Ich folge Dir, mein Freund.“

Picard, der jetzt einen dichten Haufen Insurgenten kommen sah, ergriff den Herzog beim Kragen, schüttelte ihn und stellte sich, als schleppe er ihn unter Mißhandlungen fort, wobei er sich mit dem Ellbogen links und rechts Platz machte und so zur großen Treppe gelangte.

„Alle Teufel! was machst Du mit dem da?“ rief ein blutbefleckter Marseiller, der sich neugierig Picard genähert.

„Ich führe ihn dort unter die Bäume, um ihn ungestört abthun zu können.“

„Leckermaul,“ erwiderte der Mann des Mittags mit einem hämischen Lächeln. — „Brauchst Du Hülfe?“

„Du spottest, Kamerad. Sieh' doch, das ist ja nur ein Schatten von einem Menschen.“

„Das ist wahr; gute Geschäfte, Pariser.“

„Gleichfalls, Marseiller.“

Man denke sich die Angst des armen Marschalls während dieses Dialogs, trotz dem, daß ihm Picard jeden Augenblick die Hand drückte, um ihm begreiflich zu machen, daß er Komödie spiele. Endlich gelangten Beide zum Pont-Royal, eilten darüber, und bald befand sich der Herzog gesund und wohlbehalten in seinem Hôtel.

„Sie sind gerettet, Marschall,“ sprach der Kämpfer des 10. August beim Abschiede. „Ich habe es in Ihren Diensten gut gehabt, und benutzte jetzt die

Gelegenheit, dafür dankbar zu sein. Adieu, behüte Sie Gott.“

Picard entfernte sich sofort, ohne daß er auf die glänzenden Anerbieten des Marschalls auch nur gehört zu haben schien.

Während dies in den großen Gemächern vorging, ereignete sich Aehnliches in verschiedenen Theilen des Schlosses. Fast alle Frauen der Königin waren bei dieser zusammengedrängt, unter andern die Frauen von Tourzel, Soucy, Thibault, Lemoine, Bazire de St. Brice und Fräulein Ernestine Lambriquet, und erwarteten betend den nahen Tod. Wer in dies Zimmer getreten wäre, hätte die Herzen dieser armen Geschöpfe klopfen sehen und hören können. Plötzlich wurde die Thür eingestoßen; ein Haufen Bewaffneter zeigte sich und stutzte bei dem Anblicke so vieler, meistens junger und schöner Frauen. Ihr Blut, konnte man wetten, wäre nicht vergossen worden; allein welche schmähliche Bestimmung, welche Entweihung des zarten Lagers, wo sonst die Königin ruhte, stand zu erwarten! Plötzlich näherte sich eine der Kammerfrauen den Siegern und begann in einem bittenden Tone:

„Ihr braven Leute, solltet Ihr nicht Mitleid mit armen Dienerinnen haben?“

Die Insurgenten sahen einander einen Augenblick an, worauf Einer rief:

„Sie hat Recht; die Dienerschaft ist nicht für

die Verbrechen ihrer Herrschaft verantwortlich. Sie nennt uns brav und soll sich nicht geirrt haben. Wir wollen als echte Patrioten alle diese Frauen in Sicherheit bringen, ohne daß sie uns etwas vorzuwerfen haben."

„Wir segnen Sie dafür," riefen die Kammerfrauen.

„Keine Ursache," antwortete der Redner; „folgt uns."

Alle wurden hierauf nach Hause oder zu ihren Verwandten gebracht, ohne im Geringsten gefährdet oder beleidigt worden zu sein.

Ein anderer Trupp, der den Pavillon der Flora durchsuchte, fand in einem Kabinet einen der Aerzte des Königs, ich weiß nicht welchen, der während des Unglücks im Schlosse ruhig an seinem Schreibtische saß, wie Archimedes bei der Plünderung von Syrakus. Indeß war der französische Doktor glücklicher, als der syrakusanische Mathematiker.

„Was machst Du da?" fragte ihn ein Insurgent. „Du bist ja ganz ruhig?"

„Ich bin auf meinem Posten," erwiderte der Gelehrte.

„Was hast Du im Schlosse zu thun?"

„Ich bin der Arzt des Königs."

„Und Du fürchtest Dich nicht?"

„Warum das? Ich bin unbewaffnet, und Ihr tödtet gewiß Niemand, dessen Pflicht es ist, Andern das Leben zu erhalten.“

„Das Räsonnement ist nicht übel; wir sehen, Du bist ein guter Kerl. Allein ich rathe Dir nicht, hier zu bleiben; Andere möchten nicht so vernünftig sein, und Dich mit den Uebrigen vermengen. Wo willst Du hin?“

„Ins Luxemburg.“

„Komm' mit und sei unbesorgt.“

Wirklich wurde der Doktor durch Reihen von Piken und Bayonnetten geführt, ohne daß Jemand daran dachte, ihn zu verletzen.

„Kameraden,“ rief sein Führer, „laßt den Alten vorbei. Es ist der Arzt des Königs; aber er hat keine Furcht und ist ein guter Kerl.“

Der Doktor erreichte die Vorstadt St. Germain mit seinem Führer, der ihn in der Straße du Bac mit den Worten verließ:

„Du siehst, Alter, daß die Sanskulotten nicht in dem Grade Teufel sind, als sie schwarz aussehen. Adieu; kommt das Fieber in meine Dachstube, will ich meine Zuflucht zu Dir nehmen.“

Ich könnte mehr solche Thaten der Menschlichkeit erwähnen, welche die leider an diesem Tage auch bemerkte Grausamkeit von Seiten des Volks wieder gut machen. Auch Züge von Uneigennützigkeit kamen vor, obgleich leidenschaftliche Schriftsteller nur von Raub und

Zerstörung gesprochen. Mehrere Bürger in mehr als bescheidener Tracht brachten nach der Einnahme des Schlosses der Nationalversammlung eine große Menge in den Gemächern gefundener Precioſen. So übergab ein Arbeiter in aufgestreiften Hemdärmeln den Sekretären ein im Zimmer der Königin gefundnes Schmuckkästchen mit Juwelen von hohem Werth. Die Nationalversammlung befahl, diese Gegenstände bei der Kommun zu deponiren.

Aber auch gestohlen wurde in den Tuilerien; ein Mann allein nahm eine Million aus der königlichen Kasse. Er sollte gerichtlich verfolgt werden, als in seiner Abwesenheit seine Frau die Summe aufs Stadthaus sandte. Die Aristokratie kam übrigens bei dieser Gelegenheit sehr übel zurecht; der Dieb hatte vor seinem Namen eine Partikel und nannte sich: D'Aubigny.

Hatten sich die Girondisten auch die Leitung der Bewegung des 10. August entreißen lassen, so zogen sie doch unverzüglich Vortheile davon. Noch donnerten die Kanonen, noch zehrte das Feuer an den an die Tuilerien stoßenden Gebäuden, und Gärten und Höfe lagen voll zuckender Leichen, als schon auf Isnard's Antrag Roland, Clavières und Servan wieder ins Ministerium berufen wurden. Um das, was man jetzt einen executiven Konseil nannte, zu vervollständigen, gab man den drei zurückgerufenen Ministern drei neue bei, nämlich Lebrun, einen ehemaligen Glocken-

gießer, Monge, einen Mathematiker, und Danton, der bei Annahme des Portefeuilles rief: „Eine Kanonenkugel hat mich zum Minister erhoben*)." Sekretär dieses Komité war Grouvelle, einer der Redakteurs der „Feuille villageoise."

Allein die Vortheile des Siegs am 10. August wurden von den Cordeliers getheilt; Danton, ihr Haupt, war ins Ministerium gerufen, und man wird bald sehen, daß er sich der Leitung desselben bemächtigte.

Eine Bemerkung von Wichtigkeit ist hier an der Stelle. Weder in den Sektionsversammlungen, noch in dem am 9. August auf dem Stadthause errichteten Generalkonseil hatte man nämlich die drei Männer bemerkt, welche seit einigen Monaten die Jakobinerpartei leiteten: Robespierre, Marat und Danton waren fern von den Feindseligkeiten gegen die Tuilerien geblieben. Am wahrscheinlichsten ist, daß der gallsüchtige Republikaner vom Hofe erkauft worden war, um Lafayette entgegenzuarbeiten, der sich doch mit Gefahr seines Lebens zum Vertheidiger eben dieses Hofs erklärt hatte. Selbst Danton hatte Geld von den Agenten des Königs angenommen, um durch seinen demagogischen Einfluß jene konstitutionelle Partei zu vernichten, die von den Bourbons mehr als jede

*) Danton war Justizminister, Roland fürs Innere, Servan für den Krieg, Monge für die Marine, Lebrun für die auswärtigen Angelegenheiten, und Clavières für die Abgaben.

andere verabscheut wurde, weil sie allein der Revolution feste Grundlagen zu geben vermochte. Ludwig XVI. besoldete also seine ärgsten Feinde, um seine Intriguen gelingen zu machen, und könnte man ohne Verblendung sich enthalten, ein solches Benehmen zu tadeln? Ueber die Metzeleien des 10. Augusts zu klagen, ist gerecht; allein über die gegenrevolutionären Umtriebe des Hofs, die erste Ursache jenes Unglücks, nicht entrüstet zu sein, wäre eben so unverständig als unbillig. Der Hof selbst hatte den Thron minirt, und die Jakobiner und Girondisten zündeten nur die brennbaren Stoffe an — — die Explosion erfolgte.

Robespierre's Unthätigkeit darf aber dem Golde des Schlosses nicht beigemessen werden; er war damals von jeder Hinneigung zu den Absichten der Bourbons frei, was vielleicht nicht immer der Fall sein mochte. Der Grund, warum er an der Bewegung des 10. Augusts keinen Theil genommen, war ganz einfach Eifersucht, indem dieser Jakobiner die Verschwörung mehr girondistisch glaubte, als sie es war, und zu Péthion's Triumphe beizutragen fürchtete. —

Die Nationalversammlung dekretirte am 10. August:

„Die exekutive Gewalt ist in den Händen des regierenden Fürsten suspendirt, und ein Nationalconvent wird die nöthigen Maßregeln bestimmen, um die Souveränität des Volks, so wie die Herrschaft von Frei-

heit und Gleichheit zu sichern. Die Nationalversammlung wird einen Erzieher für den königlichen Prinzen ernennen. Der König und seine Familie bleiben im Bereich der gesetzgebenden Versammlung, bis die Ruhe hergestellt sein wird; dann erhalten sie ihre Wohnung im Luxemburg. Die Zahlung der Civilliste ist suspendirt."

Dies Dekret wurde in Gegenwart des Königs gegeben, und in diesem Augenblicke, wo der revolutionäre Berg die Monarchie bis in ihre Grundfesten zertrümmerte, aß Ludwig, wegen der Hitze in der engen Loge, die ihn mit seiner Familie barg, um sich abzukühlen, Pfirsiche. — — Welche befremdende Mischung von Sorglosigkeit und Muth, von beharrlichem Despotismus und Resignation!

Noch ein Umstand, den ich gänzlich unbekannt glaube, ist folgender:

Die königlichen Kinder, die bis 7 Uhr Abends gefastet hatten, verlangten mit dem ganzen Ungestüm eines gebieterischen Appetits zu essen, und gleichwohl kam Niemand in die Loge des Logographen. Marie Antoinette, im höchsten Grade betrübt, ihre Kinder in diesem Zustande zu sehen, beschloß, vom ersten Besten ein Stück Brot zu verlangen. Dies war ein Handwerker, Namens Huilliot, zu dem die Königin, als er nahe genug war, in einem bittenden Tone sagte: „Erlauben Sie, mein Herr, daß ich Sie um einige Nahrung für meine Kinder ersuche." — Der junge

Mann, bis zu Thränen gerührt, eilte zu einem nahen Speisewirth, konnte aber nur zwei Stückchen, noch dazu etwas hartes Brot erhalten, was er der Königin, sich entschuldigend, brachte, und sofort begannen der Dauphin und seine Schwester dies eben so späte als unzulängliche Frühstück zu verzehren. Huilliot hörte sie wie Mäuse ihre kleine Portion hartes Brot knäbbern. „Könnte ich," versetzte Marie Antoinette, „Ihnen einst den mir geleisteten Dienst vergelten —" und dieser Dienst bestand in der Ueberbringung von einigen Unzen Brot an die königliche Familie.

Die an Ludwig XVI. getadelte Gleichgültigkeit, Pfirsiche zu essen, während sein Thron unter ihm zusammenstürzte, wurde übrigens nicht allein an diesem unglücklichen Monarchen bemerkt, sondern war eine Anomalie der Epoche. Tausende hatten in den Tuilerien ihren Tod gefunden; der Kampf dehnte sich selbst über einige nahe Straßen aus, und dennoch sah man die Spaziergänge besucht; weder bei den Restaurateurs noch in den Kafé's fehlte die gewohnte Thätigkeit, und man eilte in die Theater, um die Neuigkeiten des Tags zu beklatschen. „Romeo und Julie" entlockten den empfindsamen Besucherinnen des italienischen Theaters mehr Thränen, als das eben stattgefundene Blutbad, und die geistreichen Witze in den „Visitandines" ließen der Mehrzahl der Zuschauer den Kampf vergessen, der kaum beendigt war.

In der Nacht vom 10. zum 11. August wurde

die königliche Familie in Besitz einer kleinen, sehr armseligen Wohnung gesetzt, die sich über dem Sitzungssaale der Nationalversammlung befand. Sie bestand aus vier Stübchen die früher von Stallbedienten bewohnt waren, und deren Tapeten in Stücken herabhingen. Hierher kamen die treuen Diener des Königs und der Königin am Morgen des 11., nicht ohne Gefahr, sie zu besuchen. Ludwig, der schon aufgestanden war, ging im Schlafrocke in diesem mehr als bescheidnen Zimmer auf und ab, mit derselben Ruhe, als hätte er sich in den prachtvollen Gemächern der Tuilerien befunden. Die Höflinge, welche Tags vorher ihr Leben für ihn gewagt, und die ihm noch jetzt einen gefährlichen Tribut von Ergebenheit zollten, erhielten kaum einen Dank. Den zahlreichen Opfern aber, welche in den Tuilerien gefallen, weihte der Fürst keine Thräne, kein Wort des Schmerzes. Dies ist eine schreckliche, aber nicht zu bestreitende Wahrheit.

Um 10 Uhr kam Madame Campans in die Zelle, wo die Königin auf einem schlechten Bette, ohne Kopfkissen, und in Ermanglung einer andern Bedeckung mit ihrem Kleide zugedeckt, ruhte. Die Kammerfrau ihrer Majestät blieb einige Augenblicke mit Thränen in den Augen und gebrochnem Herzen vor dem Lager stehn, das jetzt der Fürstin diente, für welche vor sechs Jahren nichts auf Erden köstlich genug war. Madame Campans verglich in Gedanken das Paradies von Kleintrianon mit dem jetzigen, kläglichen Zustande

ihrer Majestät. — „Dort," sagte sie zu sich, „war eine Königin, welche die Schmeichelei fast zur Gottheit machte, und hier liegt auf einer elenden Matratze eine gedemüthigte, herabgesetzte Frau. Diese Tochter der Cäsaren würde ein Fremder, der hierher käme, für eine Blumenverfertigerin der Straße St. Denis halten. — Kann die Zeit solche Veränderungen hervorbringen! Leider! ja; denn sie bringt Revolutionen, die Alles umstürzen und ändern können."

So dachte die Campans vor dem Lager der Königin, die sie eingeschlafen glaubte. In der That waren ihre langen Augenwimpern auf die azurnen Augen gesunken; allein der Schlaf hatte das Gefühl ihres Unglücks nicht unterbrochen; ihr Auge war nur geschlossen, damit nicht äußre Gegenstände sie in ihren Betrachtungen stören möchten. Das Rauschen des seidnen Kleides der Madame Campans erregte die Aufmerksamkeit der Monarchin, und sie öffnete die Augen.

„Ach! Sie, meine Beste," begann sie, ihrer ersten Kammerfrau die Hand reichend. „Wie freue ich mich, Sie dem gestrigen Unglück entronnen zu sehn."

„Die Bösewichter!" rief die Campans entrüstet, „wie haben sie ihre Fürsten behandelt!"

„Und wie haben uns die Andern verrathen!"

„Sie meinen die Konstitutionellen?"

„Nein doch! möchten wir diesen etwas verdanken! könnten wir es? Erinnern Sie sich nicht mehr,

bei der häßlichen Föderation Ludwig XVI., den Nachfolger von 60 Königen, zur Linken eines Aubert Dubayet gesehn zu haben? — Dachten sie vielleicht, mit diesen insolenten Neulingen den Ruhm eines Geschlechts von acht Jahrhunderten zu verschmelzen?"

„Gewiß nicht."

„Ueber die Emigrirten und Fremden beklage ich mich, mein Kind; daß sie mehr versprachen, als sie hielten, ist unser Unglück. — Ach! ich sehe jetzt nur zu sehr ein," fügte die Königin mit einem tiefen Seufzer hinzu, „daß die Partei der Emigrirten ihre besondern Pläne und Absichten hatte, und die fremden Mächte von der Zwietracht Frankreichs Nutzen ziehen wollten — — — alle Welt hat bei unsrem Unglück seinen Nutzen."

Diese Worte der Königin waren sehr merkwürdig, und bewiesen, daß diese Fürstin endlich die wahren Beweggründe der Parteien errieth. Eine solche Entdeckung konnte zu Mirabeau's, ja noch zu Barnave's Zeiten vielleicht dem Hofe nützen; allein jetzt erhellte dieser Lichtstrahl zu spät die Vernunft einer Frau, der zwei Jahre früher ihren Gatten und die Monarchie retten konnte. Jetzt glänzte dies Licht über einem Abgrunde, und sollte nur den Sturz des Throns und den Untergang derer beleuchten, die er unter seinen Trümmern begrub.

Wie erwähnt, bestand das Ministerium, oder vielmehr der exekutive Komité vom 10 August halb

aus Cordeliers, halb aus Girondisten. Niemand konnte es aber in diesem Conseil mit Danton aufnehmen, und natürlich führte er das Steuerruder der neuen Regierung. Niemand fiel es Anfangs ein, ihm eine despotische Diktatur streitig zu machen. Seine ganze Thätigkeit schien sich in einen Eifer verwandelt zu haben, den man für uneigennützig zu halten geneigt war; er sprach von seinem Patriotismus mit solcher Freimüthigkeit und schien so sehr beflissen, sich mit seinen Collegen zum Besten des Vaterlandes zu verständigen, daß kein Mensch in seine Absichten Mißtrauen setzte. Man gewöhnte sich sogar daran, das wilde Gesicht Dantons als einen übertriebnen Interpreten seines Charakters zu betrachten. Uebrigens wußte er das Zurückstoßende desselben durch eine gewisse Gewandtheit, eine heitre Miene anzunehmen, zu mildern.

Das Alles war aber nur eine Maske von Aufrichtigkeit, die bald fiel. Der wüthende Demagog, der Mann mit brutalen Leidenschaften erschien wieder. Dantons Beziehungen zu seinen Collegen wurden bald drohender Art, und er brauchte, um sie einzuschüchtern, den Einfluß seiner Stentorstimme und athletischen Kraft. Im Conseil nur schwache, oder unfähige Menschen um sich sehend, erwarb er ohne Mühe ein Uebergewicht, was ihm keiner derselben nur einen Augenblick streitig zu machen versuchte. Seine Vorschläge, immer von donnernden Deklamationen, Schwüren und Fußestampfen begleitet, erlaubten keine Opposition.

Er allein diskutirte, votirte und beschloß; die Meinungen der übrigen Minister wurden vom ihm übertäubt. Auf diese Art verfaßte Danton allein die Beschlüsse, redigirte die Proklamationen, gab die Brevets, ernannte die Kommissäre und bestimmte ihre Vollmachten. Er allein bestimmte die Ausgaben, und verfügte während der kurzen Dauer seines Ministeriums über mehrere Millionen, von deren Anwendung außer ihm Niemand weiter wußte.

Durch Kühnheit und Drohungen mit einer Volksrache, die er in der That Jedem zuziehen konnte, der sich seinen Plänen widersetzte, substituirte sich Danton in jedem Ministerium dem eigentlich zu dessen Verwaltung bestimmten Staatsmanne, ja er usurpirte sogar das Direktorium des Departements, und leitete jene schreckliche Kommun, die eben den 10. August gemacht hatte.

Man sieht aus diesem Beispiele, wie unzulänglich Rechtschaffenheit und Muth in der Politik sein können, um kühnen und boshaften Leidenschaften die Spitze zu bieten. Es gab im Conseil drei rechtschaffne Männer, Roland, Clavières und Monge, und den beiden Ersten fehlte es nicht an Entschlossenheit. Außerdem hatte Servan früher Beweise von Energie gegeben, und doch ließen sich alle Vier von Danton bis zu einem Grade einschüchtern, daß sie ihm ihre Autorität unbedingt überließen.

Was Monge betrifft, der später als Schöpfer der

deskriptiven Geometrie und Gründer der polytechnischen Schule so berühmt wurde, so hatte er weder den Charakter, noch die Talente, welche zu der Stelle nöthig waren, wohin sich dieser ehrenwerthe Mathematiker verirrt hatte. Das frühere Leben Monge's ist hinlänglich, seine ministerielle Unfähigkeit zu beweisen. Er war Steinschneider zu Mézières, als der Abbé Bossut Talent zur Mathematik an ihm entdeckte, und ihn in dieser Wissenschaft unterrichtete. Labor improbus omnia vincit; durch standhaften Fleiß eignete sich Monge nicht allein Alles zu, was man damals von Mathematik lernen konnte, sondern machte auch glückliche Versuche, die Wissenschaft weiter zu bringen. Die Akademie und hauptsächlich Condorcet waren entzückt über seine Neuerungen, und weil sich die Mathematiker einbilden, Alles in der Welt lasse sich durch den Kalkul auflösen, schloß Condorcet, ein Geometer müsse auch ein trefflicher Staatsmann sein. — Als der ehrliche Girondist so räsonnirte, hatte wahrscheinlich in ihm der Rechenmeister über den Philosophen die Oberhand erhalten. Kurz Monge war ein Marineminister von merkwürdiger Nichtigkeit. Während seiner Amtsführung äußerte er nur ganz positive Ansichten, auch hörte man nichts von ihm, was dem Charakter eines guten Bürgers und Mannes von Ehre widersprochen hätte. Dies war aber zu wenig in so stürmischer Zeit, zumal um dem wilden Danton die Spitze zu bieten.

Unterdessen folgten revolutionäre Dekrete und Ver-

fügungen schnell auf einander; die Trümmer des zusammengestürzten Throns verschwanden sofort, und machten den Grundlagen einer Republik Platz. Die Primärversammlungen wurden einberufen, um die Wähler zur Nationalkonvention zu ernennen. Zu den Armeen sandte man zwölf Kommissäre, mit Vollmacht, Generale und Civilbeamte abzusetzen. Santerre erhielt das Oberkommando der pariser Nationalgarde. Die Komité's der 45 Sektionen der Hauptstadt wurden suspendirt. Dafür erhielten die vom Jakobinerklub abhängigen Volksgesellschaften von Danton eine gesetzliche Existenz, und wurden gewissermaßen integrirende Theile der Regierung, welche zahlreiche Kommissäre in die Departements sandte, um sich mit ihnen zu verständigen. Vor Ende Augusts 1792 begannen auch jene Einmischungen in das häusliche Leben, jene Auslegungen der geheimen Gedanken, was für den ersten Grad des Terrorismus gelten kann. Die Männer vom 10. August stürzten in Paris die Statuen der Könige um; selbst die des guten Heinrich,

Des einz'gen Königs, dessen noch das Volk gedenkt.

Ludwig XVI. und seine Familie wurde in den Tempel verwiesen, und ihre Bewachung der Commun von Paris anvertraut, der Commun, die ausschließlich aus Satelliten Dantons bestand. Endlich gebot ein Gesetz den Verkauf der sequestrirten Güter der Emigrirten. Dies Gesetz war von François beantragt worden, einem Advokaten von Neufchateau, Dichter des Mu-

fenalmanachs und Oekonomen im Kabinet, der bei der Erörterung seiner Ansicht die Nothwendigkeit begreiflich machte, jene Domänen zu zerstückeln, um dadurch einen größern Theil der Bevölkerung an die Revolution zu attachiren.

Diese politische Maßregel war offenbar klug. Ohne sie hätten die Emigrirten 1814 ihre Güter gleich Anfangs wieder in Besitz genommen, wären nicht gegen drei Millionen Interessenten zu expropriiren gewesen. Ein solcher Staatsstreich schien der Restauration zu kühn.

Erschreckt von dieser Fluth revolutionärer Maßregeln, verließ fast das ganze diplomatische Corps und auch der englische Gesandte Paris. Die Minister und die Nationalversammlung waren einen Augenblick über die Entfernung dieses letzten Diplomaten betroffen. Bisher schien England sich den Grundsätzen unsrer Revolution anzuschließen, indem aber Pitt den verdienten Tadel der Urheber des 20. Juni und 10. August auf die ganze Nation erstreckte, gelang es Pitt, dieselbe Revolution bei seinen Landsleuten verhaßt zu machen. Indem er geschickt ihren wahren Gang verbarg, und noch geschickter ihre Mißbräuche übertrieb, glückte es dem englischen Minister, in den untern Ständen, dem sogenannten John Bull, jenen alten Haß zwischen Briten und Franzosen neu zu beleben, und die Liebe zur Freiheit, die unser Beispiel bei den ersteren rege gemacht, zu unterdrücken. Diesen Au-

genblick wählte Pitt, um den Gesandten von St. James zurückzurufen.

Wie viele Wetterwolken schwebten jetzt über Frankreich; wie viele Fackeln der Zwietracht brannten zu Paris, und wie sehr, sollte man denken, mußten die Bewohner der Hauptstadt einen so drohenden Zustand der Dinge fürchten! Allein das Gegentheil war der Fall; mit leichtem Fuße schlüpfte man über die umherliegenden Brände dem Vergnügen nach. Die Royalisten erwarteten ruhig die Ankunft der fremden Kohorten, und die Patrioten glaubten aufs Wort die schönen Strophen Chéniers, die bei der letzten Föderation gesungen wurden, indem sie sich einbildeten, die so poetisch ausgedrückten Wünsche müßten in Erfüllung gehn:

O Sonne, die du wandelst die gewohnte Bahn,
Den Tag giebst und die Jahreszeiten regelst,
Indem du Ströme Lichtes ausgießest,
Unsre Ernten reifst.

Du reines Feuer, ewiges Auge, Seel' und Hort der Welt,
O möchtest du bewundern Frankreichs Glanz,
Und nichts auf deiner weiten Bahn sich zeigen
Was seiner Größe gleicht.

Diejenigen unsrer jungen Zeitgenossen, welche von den kräftigen Reimen der Herrn de Musset und Barbier eingenommen sind, sagen vielleicht verächtlicher, als gerecht: „Das ist nicht übel für damals.“ — Wer aber gewohnt ist, litterarische Produkte nicht

blos nach der Mode zu beurtheilen, wird finden, daß Chéniers Verse für alle Zeiten bewundernswerth zu nennen sind, was durch mehr und z. B. folgende Strophen leicht gerechtfertigt werdne könnte.

Dem Despotismus Wehe! ganz Europa
Den Fuß in der Bedrücker Blut getaucht
Mag unsrer Göttin weites Heiligthum
So lang dein Strahl ihm leuchtet, werden.

Gesühnt sei der Jahrhunderte Betrug, Verbrechen!
Der Himmel schuf, um frei zu sein, die Menschen;
Wie der Tyrann ist auch der Sklave gottlos,
Ein Gotteslästerer.

So sangen in ihrer eingebildeten Sicherheit die aufrichtigen Freunde der Freiheit, die sich bald in das in ihrem Namen vergoßne Blut tauchen sollten, und während sie sangen, schüttelten Andre lebhaft die Narrenkappe, um das Toben des Aufruhrs, oder die Klagen der Opfer nicht zu hören. Im Theater Feydeau ließen das Augenverdrehen eines Martin Hilarion, der die gaskognische Runde sang, und die Weinscherze von Julie Gregoire, welche der Führer einer Diligence für eine Nonne hielt, die wüthenden Reden Dantons, und Chaumettes lächerliche Verwaltung vergessen. Obgleich nämlich dieser Prokurator der Kommun Schulmeister zu Nevers gewesen war, so glich er doch nur als Karikatur dem Tyrannen von Syrakus. Ein Zug seiner tiefsinnigen Politik ist folgender.

Gegen Ende Augusts verlangte eine Tänzerin der

Oper einen Paß nach London, wo sie ein Engagement für einige Monate eingegangen war. Sie kam zu diesem Zwecke eines Tags in den Generalkonseil der Kommun, und foderte dringend den Paß, wobei sie Alles aufbot, was eine hübsche Aktrice nur immer von freundlichen Geberden und erobernden Blicken aufbieten kann.

„Erfüllte ich die eingegangne Verpflichtung nicht," fügte sie hinzu, „würde ich eine beträchtliche Strafe zu zahlen haben, und Sie sind zu gute Patrioten, meine Herrn, um zu dulden, daß das Geld einer armen französischen Tänzerin an die Kasse eines englischen Direktors verloren geht."

„Gewiß, meine Schöne," erwiederte Dorat-Cubières, Gelegenheitsdichter, und Verfertiger von Akrostichen und Madrigals, für den Augenblick aber Patriot und Sekretär der Munizipalität. „Eine schöne Priesterin der Terpsichore darf ihr Geld nicht verlieren."

„Still, Sekretär," rief Chaumette; „sehen Sie nicht, daß das ein Manoeuvre von Pitt ist?"

„Nein," entgegnete unbefangen die Tänzerin; „es ist ein Werk von Gardel — ein Pas de deux, den ich mit Herrn Nivelon tanzen soll, der sich in London befindet."

„Nun ja doch," versetzte ungestüm der Prokurator; „man tanzt und springt vor Ausländern, die gierig nach geschmeidigen Taillen, zarten Füßen, kurzen Röcken und was weiß ich's, sind, sie beißen an,

und kommen dann nach Paris, um gegen die Freiheit zu konspiriren. Das eben will Pitt; wissen Sie, daß er auf die falschen Assignaten, auf die Charlatans und Diebe spekulirt, warum sollte er es nicht auch auf die Tänzerinnen?"

„Aber mein Verlust?"

„Aber das Heil des Vaterlandes?"

„Wie kann dies durch ein Pas de deux auf einem londner Theater gefährdet werden?"

„Zur Zeit einer Revolution können alle mögliche Pas unklug und gefährlich sein. Uebrigens wird der Konseil Ihre Sache in Ueberlegung ziehen; begeben Sie sich in das anstoßende Gemach, um die Entscheidung abzuwarten."

Wirklich berathschlagte der Conseil sehr ernsthaft über die fragliche Angelegenheit, und ermangelte nicht, traurige Resultate von Pitt's Spekulationen auf die Waden einer Tänzerin vorauszusehn. Demnach wurde beschlossen, dem englischen Minister dies große Hülfsmittel zur Gegenrevolution nicht zukommen zu lassen. Cubières, welcher der Schauspielerin diese Entscheidung zu berichten hatte, fügte mit unglücklicher Malice hinzu:

„Meine Schöne, Sie werden leicht für Ihren Schaden Ersatz finden. Wenn man so hübsch ist, wie Sie, wird gewöhnlich der eintretende ungünstigste Fall der einträglichste."

„So müssen Sie also sehr reich sein; denn ich sah Sie noch nie grade gehen.“

Dies war vor einem Posten der Nationalgarde gesagt worden, der über den Beamten lachte, welcher sich eingebildet hatte, mit seinem Witze zu glänzen.

Cubières war indeß so glücklich, noch in derselben Sitzung die Bewundrung der spöttischen Nationalgardisten wieder zu erwerben. Ein säkularisirter Kapuziner verlangte nämlich Gehör, und erhielt es.

„Nachdem ich,“ begann er, „den Fanatismus abgeschworen, worin mich die Meinigen, da sie es nicht besser wußten, erzogen hatten, heirathete ich vor sechs Monaten ein tugendhaftes Weib, die mich eben mit einer Tochter beschenkt hat.“

„Diese tugendhafte Frau,“ bemerkte ernsthaft Chaumette, „hätte drei Monate später in die Wochen kommen sollen. Doch, das ist nicht der Grund Ihres Hierseins; was wünschen Sie also?“

„Ich verlange für meine Tochter den Namen Cornelia, und mache mich anheischig, ihr die Bedeutung dieses Namens einzuprägen. Ich will ihr sagen, daß sie ihre Kinder im Tyrannenhasse erziehen solle, im Fall sich ein kühner Senat finden sollte, der fähig wäre, Frankreich wieder die Fesseln anzulegen, von denen frei zu sein, es so würdig ist.“

„Bravo!“ rief Chaumette, und gab das Signal zum Applaudiren. „Ich ertheile Ihnen im Namen der Versammlung die Ehren der Sitzung.“

Sofort berathschlagte man über den Antrag.

„Meine Herrn," rief Cubières, die Gelegenheit benutzend, seine Schlappe von vorhin wieder gut zu machen; „der Name Cornelia ist in doppelter Beziehung berühmt. Cornelia hieß die Mutter des Sempronius Gracchus, eine Frau, die sich durch ihre Kenntnisse, ihre Tugenden und ihre Festigkeit auszeichnete. Dann führte diesen Namen die Gattin des Pompejus, der Cäsar bekämpfte, den Tyrannen der Freiheit. Dieser Bürger hat meinen Beifall, daß er einen so schönen Namen für seine Tochter wünscht. Ich erkläre mich daher, kraft meines Amtes, zum Pathen dieses Kindes, und taufe es im Namen des Volks, das mich hört, mit dem unsterblichen Namen Cornelia."

Hätte sich doch der Conseil der Kommun stets mit solchen Kleinigkeiten abgegeben; allein bald werden wir ihn mit wichtigern und verhängnißvollern Dingen beschäftigt sehn.

Glücklicher mit dem Passe, als die Tänzerin, war eine gewisse Dame vom Hofe. Eines Morgens, als wir zu London zusammen tranken, sahen wir ein elegant gekleidetes Frauenzimmer eintreten, das ziemlich groß und sehr korpulent war. Meine Mutter stand auf, und ging ihr mit einem Respekt entgegen, der mir etwas Gezwungnes zu haben schien. Meine Verwundrung vermehrte sich, als ich sie die Angekommne „Gräfin" nennen hörte, da mir diese ganz das

Ansehn einer Zitronenhändlerin zu haben schien. Es war Madame du Barry, die Favorite Ludwigs XV., die fast eben so gut Königin war, als Frau von Maintenon, ohne sich jedoch die Mühe zu geben, so viele Pruderie zu affektiren, und so viele Umständlichkeit und List in Anwendung zu bringen.

Ich sah also die Frau vor mir, welche einen Choiseul zu verdrängen, und, was noch außerordentlicher war, einen d'Aiguillon zum ersten Minister zu machen vermocht hatte. Ich war noch zu jung, um die Einzelnheiten der schmählichen Herrschaft der Favorite zu kennen, und konnte nicht wissen, daß der Prinz Condé, der Herzog von Orleans und der Prinz Conti sich fast vor dem Bette der du Barry auf die Kniee geworfen hatten, und daß bei ihrem Lever, welches aller Etikette und selbst der Schamhaftigkeit entbehrte, die erstere dieser Hoheiten sich mehr, wie einmal bis auf die Erde gebückt hatte, um den kleinen, bloßen Fuß zu küssen, der den Boden berührte, und ihn sodann mit einem niedlichen Pantoffel zu bekleiden.

Meine Mutter wußte das Alles, und dieser Umstand erklärte ihr etwas gezwungenes Benehmen gegen Cotillon III.

Die du Barry war etwa 46 Jahre alt, und noch schön, hauptsächlich frisch, und ihr Teint schien wenig von dem Glanze verloren zu haben, der dies Gesicht so reizend machte. Nur die Augen der Gräfin hatten matte Ränder, und ein Schnurrbärtchen, das einem

Souslieutnant Ehre gemacht hätte, entstellte durch seinen unzeitigen Schatten etwas die Oberlippe der ehemaligen Heldin der kleinen Gemächer.

„Beste Madame Touchard," begann die Gräfin, „ich habe mich mit meinen Diamanten, im Werthe von etwa vier Millionen, nach England geflüchtet. Weiter ist mir nichts von meinem Vermögen übrig geblieben. Meine Güter sind sequestrirt, selbst mein hübscher Pavillon von Luciennes; allein man muß sich zu trösten wissen. Ich habe kaum einen Bissen Brot übrig, bin aber eine Philosophin, in Wahrheit eine starke Philosophin. Madame Touchard. Ich will mich hier in einer zweiten Etage einmiethen, und abwarten, bis die Herrn von Clairfait, Beaulieu und der Herzog von Braunschweig die Rebellen in Frankreich zur Vernunft gebracht haben."

„Das könnte lange dauern, Frau Gräfin," erwiederte meine Mutter mit einem Lächeln, wo der Nationalstolz durchblickte.

„O nein! nur einige Monate. — Giebt's gute Milch in England?"

„Vortreffliche," antwortete meine Mutter mit einem, wegen des plötzlichen Ueberganges der Gräfin auf einen andern Gegenstand der Unterhaltung, wieder anders motivirten Lächeln. „Dürfte ich Ihnen eine Probe anbieten?"

„O ja! meine Beste. Da ich nämlich für einige Monate Engländerin werden will, so ist es gut, mich

an den Thee zu gewöhnen. — Also in fünf bis sechs Monaten werden die Rebellen zu Paaren getrieben, und gehenkt sein. — Die Milch ist wirklich sehr gut... Gehenkt bis zum Letzten, Sie begreifen, daß nicht weniger geschehn kann."

„Die Maßregel scheint mir etwas allgemein; wenigstens möchte ich Sie um die Begnadigung meines Gatten und ältesten Sohnes bitten, die jetzt in Paris sind."

„O! die sind keine Sanskulotten!"

„Ersparen Sie mir die Antwort, wenn Sie zu jener Klasse auch die Franzosen rechnen, welche die Ankunft der Herrn Beaulieu und Clairfait zu Paris zu hindern suchen, um ihre Vorräthe von Stricken, die französische Nation zu hängen, nutzlos zu machen."

„Madame Touchard," entgegnete Johanne Baubernier, mit einem ihrer schönen Augen blinzelnd. „Ich fürchte, Sie sind keine Patriotin."

„Ich bin es recht sehr; allein in der guten Bedeutung des Worts. Um es zu beweisen, füttre ich hier einige zwanzig Adliche und Priester, blos weil sie meine Landsleute sind, und Alle nehmen meine Wohlthaten an, so sehr sie auch mit Ihnen vermuthen, der Patriotismus besudele dieselben."

„Ich kenne Sie als die gefälligste Frau von der Welt, und komme ebenfalls, um Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen."

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Frau Gräfin."

„So ruinirt ich bin, können Sie doch denken, daß ich keine Unterstützung in Geld von Ihnen brauche; bei guter Wirthschaft kann ich von den Trümmern meines Vermögens leben... Sie schenken mir aber immer noch Thee ein; ich habe schon vier Tassen getrunken."

„Sie haben Ihren Löffel noch nicht in die Tasse gethan, und der Gebrauch will in England, so lange einzuschenken, bis dies Signal, das Veto des Gastes, gegeben ist."

„Sie sollen mir ein sehr bescheidnes Logis meubliren helfen."

„Sehr gern. — — Aber, was ich fragen wollte, haben Sie denn nicht den guten Neger Zamore mit nach England gebracht, mit dem sich der Kanzler Meaupeou in seinem Amtskleide auf dem Boden Ihres Zimmers wälzte, um Ihnen beim Erwachen einen Spaß zu machen?"

„Der Bursche hatte sein Gutes; allein die Menschenrechte sind ihm in den Kopf gekommen, und die Sanskulotten haben einen Bürger aus ihm gemacht. Der Neger Zamore, dieser kleine Affe, mit dem ich wie mit meinem Mopse spielte, gehörte bei meiner Abreise von Paris zum Komité einer Sektion."

„Da haben wir den Beweis, wie unpassend es ist, sich eines Spielwerks zu bedienen, das eine Seele hat," versetzte meine Mutter lachend.

„Gewiß," erwiederte die du Barry; „wenigstens

wird mein Mops nie Vorsteher einer Section werden... Ich bin hier in Begleitung des jungen Auguſt Vandeniver, des Sohns meines ehemaligen Banquiers angekommen. Er iſt liebenswürdig, beſitzt ein großes Vermögen, und glaubte emigriren zu müſſen, um es dem Adel nachzuthun."

„Das iſt ein unglücklicher Einfall; man kann den Spaß für Ernſt nehmen, und die Familie Vandeniver ruiniren."

„Das habe ich ihm auch geſagt; allein er wollte mir folgen."

„Ich verſtehe," antwortete meine Mutter, und biß die Lippen nicht ohne Malice zuſammen.

„Uebrigens kann ich den jungen Mann zu nichts brauchen; er hat mir nicht einmal vier Stühle und ein Sopha verſchaffen können. — Wollten Sie ſich meiner annehmen, Madame Touchord? Ich wohne im Gaſthofe zum weißen Bär*), wo mich die engliſchen Diners, die kaum ein Hundert-Schweizer vertragen würde, bald ums Leben bringen."

Meine Mutter verſprach der du Barry im Laufe des Tages, durch den Aſſocié des Hauſes für ſie eine Wohnung miethen, und meubliren zu laſſen, was auch geſchah.

Während dieſe vom Olymp von Verſailles ge-

*) Damals das erſte Hotel in London.

fallne Gottheit sich in London einrichtete, bereiteten sich in Frankreich wichtige Ereignisse vor. Die Girondisten hatten am 10. August die Leitung der revolutionären Bewegung verloren, und die Jakobiner triumphirt, hauptsächlich die Jakobiner-Cordeliers; denn, wie erwähnt, Robespierre und Marat, die während des Sturzes des Throns unthätig waren, hatten zu Ende Augusts nicht mehr Einfluß als Brissot und Péthion. Andrerseits hatte sich die konstitutionelle Majorität durch die Drohungen der Parteimänner völlig zum Schweigen bringen lassen. Lafayette war die Seele dieser Majorität, welche sich mit etwas mehr Muth leicht auf diesen General hätte stützen können, der, trotz der Feindschaft des Hofs und seiner Kreaturen, dem Vertrag von 1791 treu war. Hätte die Nationalversammlung ein Dekret gegeben, wodurch sie sich unter den Schutz der Armee gestellt, so war es um den Terrorismus geschehn. Lafayette marschirte nicht gegen Paris, wie die Libelliſten der Zeit schrieben, sondern nach Paris, und die Metzeleien des Septembers blieben unausgeführt. Nachdem aber die konstitutionellen Deputirten diesen tugendhaften Bürger einmal von der Anklage befreit hatten, gaben sie ihn zum zweiten Male derselben Preis, ließen ihn ächten, und Jakobiner reisten als Kommissäre ab, ihn seines Kommando's zu entsetzen.

Der Freund Washington's war Republikaner aus Ueberzeugung, wie man seit Lange wußte; dennoch blieb

er aus Ehrgefühl, Gewissenhaftigkeit, oder weil er uns wegen unsrer politischen Beweglichkeit einer Demokratie für unfähig hielt, der Monarchie treu. Wenn er ihr aber auch fortwährend diente, verdammte er doch ihre machiavellistischen Handlungen, und wünschte sogar vielleicht heimlich deren Umsturz. Für diesen General gab es aber nur eine gesetzliche Revolution, wo sich die Wünsche der ganzen Nation aussprachen, und jeder Bürger Hand anlegte, den Thron zu untergraben. „Der allgemeine Unwille," sprach Lafayette, „ist stets gesetzlich, und äußert er sich, so gehorcht er der Stimme Gottes."

Da Lafayette in dem, was sich seit dem 20. Juni zugetragen, jene gesunde Richtung nicht erkannte, und an einer Konstitution verzweifelte, die ihre Vertheidiger in Stücken reißen ließen, so beschloß er, sein Kommando niederzulegen, und sich von dem vulkanischen Boden zu entfernen, wo seine Anstrengungen eine nutzlose und furchtbare Explosion nicht verhüten konnten. Während dem erfuhr er, daß die Kommissäre der Nationalversammlung, Antonelle, Péraldy und Kersaint, zu seiner Armee, der sogenannten Armee des Zentrums, unterwegs wären, um ihm neue Instruktionen von der inkonstitutionellen Regierung zu überbringen. Sofort schrieb der General aus seinem Lager, unter dem 13. August, an die Verwaltung des Departements der Ardennen:

„Ich habe keine offizielle Nachricht von den letz-

ten Ereignissen erhalten, welche die Hauptstadt besudelten; allein bei dieser Gelegenheit, wie bei jeder andern, finde ich meine Pflichten in der Konstitution."

„Ueberzeugt, daß ein Staat, worin weder die Rechte garantirt, noch die verschiednen Gewalten streng gesondert sind, keine Konstitution hat, habe ich nach Kräften die willkührliche Regierung Frankreichs bekämpft, zuerst die Souveränität der Nation proklamirt, und mich dann der konstitutionellen Akte unterworfen, welche uns die konstituirende Versammlung gegeben, in der Meinung, daß Treue gegen sie die erste meiner Pflichten als Bürger und Soldat sei. Als Bürger werde ich stets den Gesetzen gehorchen, welche die Volksrepräsentanten gemäß den von der Konstitution vorgeschriebnen Formen geben werden, und als Soldat muß ich den König als obersten Chef der Armee anerkennen, und den konstitutionellen Befehlen gehorchen, die der Kriegsminister kontrasignirt hat."

„Jetzt aber, da inmitten von Metzeleien der König, dessen Intervention zur legislativen Gewalt gehört, nicht abgesetzt, sondern nur suspendirt ist, was zu thun die Konstitution Niemand erlaubt; jetzt da die gesetzgebende Versammlung bei Erlassung von vielen Dekreten nicht frei war, indem Kanonendonner und bewaffnete Horden sie umtobten, finde ich die konstitutionellen Formen nicht wieder, welche gesetzliche Autorität von Usurpation unterscheiden müssen."

Lafayette meldete der Verwaltung des Ardennen-

Departements, daß drei unter dem Einflusse dieser Ordnung der Dinge, aus der Mitte der Nationalversammlung gewählte Commissäre zur Armee kämen, um die von derselben Versammlung am 10. und 11. August gegebnen Dekrete in Ausführung zu bringen, denen zu gehorchen sein Gewissen sich weigre.

An demselben Tage (den 13. August) schrieb der General an die Municipalität von Sedan: „Ich verlange von Ihnen kraft des auf den Kriegszustand bezüglichen Gesetzes und auf meine alleinige und persönliche Verantwortung, die sogenannten Kommissäre der Nationalversammlung in sichern Gewahrsam zu bringen und sie der Obhut eines Offiziers zu übergeben, der, ebenfalls unter meiner Verantwortung, diese Ordre zu vollziehen hat, wenn er nicht sofort vor das Kriegsgericht gestellt werden will."

Die Kommissäre Antonelle, Peraldy und Kairsaint wurden hierauf bei ihrer Ankunft zu Sedan verhaftet. Weil aber Lafayette voraus sah, daß dies nur einen Augenblick die von ihm vorausgesehenen Maßregeln hemmen könne, so schrieb er unter dem 18. August an dieselbe Municipalität:

„Könnte ich Sedan mit meinem letzten Blutstropfen nützen, so würde mir dies Opfer weniger kosten, als das, welches ich jetzt bringe. Weil aber wegen einleuchtender Gründe meine fernere Gegenwart der Stadt nur Unheil bringen kann, so glaube ich ihr am Besten zu dienen, wenn ich möglichst ein Haupt

von ihr entferne, das alle Feinde der Freiheit geächtet haben. Meine Wünsche für die geweihte Sache der Freiheit und Gleichheit trösten mich bei meinem Schmerz, dem Vaterlande nicht länger nützen zu können."

Bei einbrechender Nacht entfernte sich Lafayette zu Fuße aus Sedan, in Begleitung der Generale Victor, Latour-Maubourg, der Obersten Bureau, Puzy und achtzehn andrer Officiere. Am 22. schrieb der Kriegsminister Servan an die Nationalversammlung: „Ich melde hiermit vorläufig, was ich sofort persönlich berichten werde, daß in der Nacht vom 18. zum 19. der General Lafayette mit seinem Generalstabe desertirt ist, und die zu Sedan verhafteten Kommissäre jetzt frei sind."

Die Flüchtigen wollten sich durch das von den Oestreichern besetzte Land inkognito nach dem neutralen Holland begeben, wurden aber, trotz der genommenen Vorsichtsmaßregeln, erkannt. Lafayette's treues, argloses Benehmen, seine Ergebenheit gegen den König, der edle und so gefährliche Schritt zu dessen Rettung am 28. Juni, kurz Alles schien diesem General einen ehrenvollen Empfang zu sichern. Selbst nach dem Völkerrechte konnte man ihm ein freiwilliges Exil im neutralen Lande nicht verweigern.

Nachdem aber die östreichischen Generale die Chefs der Emigration befragt, ließen sie ihn bei Luxemburg festnehmen und erklärten ihn für kriegsgefangen. Mit

seinen Cameraden von Wesel nach Magdeburg, dann nach Glatz, Neiße und endlich nach Olmütz geschafft, hatte er fünf Jahre lang eine harte Gefangenschaft zu bestehn. Seine apostolische Majestät ließ ihnen erklären: künftig würden sie nur ihre vier Mauern sehen, weder von Dingen, noch von Personen etwas erfahren, weder mündlich noch in Schriften mit Namen, sondern nur mit ihren Nummern bezeichnet werden, und nicht die geringste Nachricht von ihren Familien oder von sich untereinander erhalten.

Der Fürst, der so verfuhr, war derselbe, dessen Leute die harte Behandlung der königlichen Familie rächen sollten und er ließ Männer noch härter behandeln, die eben dem Könige, den er rächen wollte, mit Gefahr ihres Lebens gedient. Also benahm sich der Kaiser noch härter und grausamer, als die Jakobiner.

Diese Verfügung war nicht allein infam und ruchlos, sondern sie half auch den unglücklichen Ludwig vollends verderben. Ein englischer Schriftsteller, Bigland, drückt sich so hierüber aus: „Diese außerordentliche Strenge gegen Männer, deren Meinungen die des achtbarsten und größten Theils der Nation waren, wurde in einem Augenblicke verhängnißvoll, wo sie nur proscribirt waren, weil sie den Thron stützen gewollt. Man sah, welcher Rache man ausgesetzt wäre, wenn die Gegenrevolution zur Ausführung käme.

Diese absurde Politik und das Manifest des Herzogs von Braunschweig führten zur allgemeinen Einigkeit."

Jetzt fällt der Gedanke nicht mehr auf, daß die von den Fremden gegen constitutionelle Royalisten gezeigte Härte die Folge der vom Hofe der Tuilerien ausgesprochnen Meinungen war. Dieser Hof vermengte in seinem Hasse die Freunde der Constitution mit den Parteimännern, welche diesen Vertrag vernichten wollten und hatte nur Sinn für die Rückkehr des vom Volke verabscheuten Absolutismus. Bei dem Gedanken, daß Ludwig XVI. und Marie Antoinette solche Hoffnungen hegten, die sie auf der Asche unserer Städte und durch Ströme von Blut zu verwirklichen dachten, muß man zwar ihr Geschick beklagen, kann sich aber eines ernsten Unwillens nicht enthalten.

Das Kommando der von Lafayette verlassenen Armee erhielt Dumouriez. In dem Briefe, worin dieser General die Annahme seiner Ernennung dem Kriegsminister schrieb, kam Folgendes vor: „Ich kenne die ganze Größe der Verpflichtungen, welche mir ein so wichtiges Amt auflegt, und ersuche Sie, der Nationalversammlung zu versichern, daß der hohe Muth*), von dem sie mir ein Beispiel giebt, den meinigen so

*) Vom hohen Muthe der Nationalversammlung zu sprechen, zu einer Zeit, wo die Parteien sie beherrschten, war eine sehr übel angebrachte oder bittere Spötterei.

weit heben wird, als zur Erfüllung meines ehrenvollen Auftrags nöthig ist. Ich weihe mein ganzes Leben dem Schutze der Freiheit Frankreichs und hoffe des „souverainen Volks" würdig zu sein, das mir die Vertheidigung der Freiheit und Gleichheit anvertraut. An der Spitze der wackern Soldaten und Bürger denke ich die Satelliten des Despotismus zu besiegen. Ich habe schon geschworen, zu siegen oder zu sterben, und werde diesen Eid morgen, zu Valenciennes, den Herren Kommissairen der Nationalversammlung wiederholen."

Dumouriez siegte wirklich; allein er wurde auch besiegt, und starb nicht nur nicht, sondern verließ auch eben so schmachvoll, als Lafayette ehrenvoll, die Sache des souverainen Volks.

Dies war der politische Zustand Frankreichs, als zugleich drei bedeutendere Ereignisse die öffentliche Aufmerksamkeit fesselten. Im Westen zeigte sich die erste ernsthafte Bewegung von dem sogenannten Kriege der Vendée. Achttausend Bauern, von widerspenstigen Priestern exaltirt, und in der Meinung, die Rächer des Throns und der Religion zu sein, bemächtigten sich der Stadt Châtillon, welche ihr Maire (Delouche) übergab. Der Anführer dieser ersten Vendée-Armee war ein Edelmann, Namens Baudry d'Asson. Im Norden nahm der östreichische General Clairfait am 23. August Longwy nach vierundzwanzigstündigem Bombardement. Zu Paris wurden Royalisten, die

durch ein Specialtribunal wegen der Vorgänge am 10. August für schuldig erklärt worden, am 24. und 25. desselben Monats hingerichtet. Wie ich glaube, waren sie die Ersten, bei denen man wegen politischer Vergehen die Guillotine anwandte.

Wie leicht vorauszusehn war, hätte die Royalisten nicht ihre Wuth verblendet, wurden ihnen alle Maßregeln nachtheilig, welche sie gegen die Revolution ergriffen. Ein von der Geistlichkeit bewirkter Aufstand war den 22. August in der Vendée ausgebrochen und am 26. dekretirte die Nationalversammlung: „Alle Geistliche, die den gesetzlich vorgeschriebnen Eid zu leisten, dies aber noch nicht gethan haben, müssen in acht Tagen ihr Departement und in 14 Tagen das Königreich verlassen, bei Strafe der Deportation nach Guiana.“ — Da nun gewöhnlich der Buchstabe des Gesetzes gewaltsam erklärt wird, wenn die Willkür herrscht, so wurden die Priester in Paris wie wilde Thiere verfolgt; man suchte des Nachts in den Häusern nach den Aristokraten mit und ohne Tonsur, und der Tod traf Jeden, der die Maßregeln der Regierung zu hindern suchte. — „Eine Nationalkonvulsion ist nöthig, um die Despoten zurückzutreiben,“ sagte der Dictator Danton in der Nationalversammlung. „Bisher hatten wir nur einen Scheinkrieg; von diesem miserabeln Spiel darf nicht länger die Rede sein. Das Volk muß in Masse den Feinden entgegen strömen, um sie mit einem Schlage

zu vernichten und zugleich sind alle Conspiranten festzunehmen, um es ihnen unmöglich zu machen, zu schaden."

Die Nationalversammlung hörte schweigend diese donnernde Ankündigung der Metzeleien des Septembers, und kein Einziger der Girondisten, Constitutionellen und Royalisten erhob sich, um die Grenze zu bezeichnen, welche nützlichen Civismus von mörderischer Unmenschlichkeit trennen muß.

Die Kommun, Sklavin des herrschenden Stentor, und von einer blutigen Sympathie durchdrungen, begünstigte seine Pläne. Die Mitglieder derselben, welche ihm nicht günstig waren, hatte er entfernt, und Péthion und Manuel waren, als Spielzeuge des Volks, auf dem Stadthause nur noch Figuranten. Allein Huguenin, Mehée-Latouche und Tallien standen Danton kräftig zur Seite.

Unterdessen fielen immer mehr Städte in die Gewalt der Fremden; der König von Preußen rückte mit seiner Armee vor Verdun. Um den Einwohnern dieser Stadt jede Lust zur Uebergabe zu benehmen, decretirte die Nationalversammlung am 31. August: „Sobald Longwy wieder erobert ist, sollen alle Häuser, mit Ausnahme der öffentlichen Gebäude, rasirt werden."

Dies war das Vorspiel der blutigen Septembertage; der Terrorismus im Innern wurde den äußern Feinden entgegengesetzt. Die Preußen warfen Kugeln

in unsre Festungen und die Jakobiner trafen Anstalten, den Ausländern die Köpfe ihrer Anhänger entgegen zu werfen.

Am ersten September erschien Danton auf der Tribune, wo seine Worte wie ein Donner ertönten. „Die Kanone, die Sie werden abfeuern hören, ist nicht die Lärmkanone, sondern sie giebt das Zeichen des Angriffs auf unsre Feinde. Sie zu besiegen, zu Boden zu werfen, was brauchen wir dazu? — Kühnheit, wieder Kühnheit und immer nur Kühnheit." — Diese laut tönenden Worte mit Geberden der Vernichtung begleitet, machten einen mächtigen Eindruck auf einen Theil des Publikums der Gallerien; die langen Reihen rother Mützen an deren Geländern erhoben sich von den Köpfen ihrer Besitzer und wurden zum Zeichen der Billigung in der Luft geschwenkt. Der Justizminister entfernte sich unter dem einstimmigen Beifalle eines ohne Zweifel so gut gewählten Auditoriums, wie die bezahlten Klatscher im Parterre.

Noch an demselben Abende befahl eine Bekanntmachung, die Häuser zu erleuchten und sie auf Verlangen von obrigkeitlichen Personen sofort zu öffnen. Zugleich wurde verboten, nach 10 Uhr Abends durch die Straßen zu fahren. Denselben Abend ließ die Kommun quartierweise die arbeitslosen, aber noch kräftigen Männer aufzeichnen und sicherte ihnen einen täglichen Sold zu, unter der Bedingung, daß sie unverzüglich den Personen folgten, die sie dazu auffor-

derten. Endlich wurden auch noch an diesem Abende die Barrièren geschlossen und starke Patrouillen zogen mit geladenen Gewehren um die Stadtmauern, mit dem Befehl, Jeden, der aus der Stadt zu entkommen suchte, zu tödten. — Alle Detentionshäuser wimmelten in diesem Augenblicke von Adlichen, Priestern und sogenannten Verdächtigen; Paris selbst war ein weites Gefängniß und jedes Haus ein Kerker, das heimlich bezeichnete Kerkermeister beobachteten. — Während dem eilten aber Agenten der Kommun und Volksredner umher, und ließen die magischen Worte: Freiheit, Gleichheit und Heil des Vaterlandes ertönen. Der Pariser schwieg daher, und sah vor seinen Augen, ohne Klage und Widerrede, die Maßregeln vollziehen, welche jene Freiheit auf das Aergste antasteten, deren Namen er eben aussprechen hörte.

Während man den Terrorismus im Publikum organisirte, legte Danton der Municipalität und der Sicherheitsbehörde den Plan zu einem Unternehmen vor, das, wie er sagte, zwar beklagenswerth, aber unvermeidlich sei, wenn die Fremden weiter in Frankreich vordrängen. Dies beabsichtigte Unternehmen bestand in Ermordung der in den Gefängnissen befindlichen Conspiranten. — Um den Tollkopf gehörig schätzen zu lernen, der bei dieser Versammlung präsidirte, muß ich erwähnen, daß nicht eine Stimme sich gegen den Antrag des Ministers erklärte. Da begann er, vielleicht über seine eignen, eben ausge-

sprochnen Worte des Verderbens erschrocken, von Neuem: „Wir morden nicht, meine Herrn; der Säbel ist in der Hand des Volks eine gesetzliche Waffe, das Schwert der Gerechtigkeit, eine beleidigte Nation zu rächen.“ — Dann fügte er noch hinzu: „Man wird die Gefangnen richten, und die Unschuldigen, sollten sich deren finden, verschonen.“

Nach diesem Schluß trennten sich die Versammelten, ohne noch den Augenblick zur Ausführung des Unternehmens bestimmt zu haben. Man wartete auf Nachrichten von der Grenze; allein es blieb seitdem ausgemacht, daß auf die erste Nachricht eines entscheidenden Erfolgs der Oestreicher, oder Preußen, die Verhafteten, welche man ihre Verbündeten des Innern nannte, den Händen der Rächer des Vaterlandes überliefert werden sollten.

Nach aufgehobener Sitzung ging Danton nach Hause, und überließ sich ohne Zweifel den Ausschweifungen, die jeden Tag bei ihm endigten. Angeblich ruhte in derselben Nacht vom 1. zum 2. September das Haupt der Cordeliers, trunken von Punsch, in den Armen einer Schauspielerin, die noch lebt, deren Namen ich aber verschweige, als ihm um vier Uhr Morgens gemeldet wurde, daß Verdun, eine Festung von hoher Wichtigkeit, von den Preußen genommen worden sei.

Danton, plötzlich aufgeweckt, und an heftigen Kopfschmerzen leidend, der Folge seiner Ausschweifun-

gen am vorigen Tage, fuhr von seinem Lager auf, wie ein im Schlafe gestörter Löwe. — „Wohlan!“ rief er in einem Tone, den eine starke Heiserkeit noch furchtbarer machte, „wir werden das Unsere thun.“

Sofort sprang der Minister von seinem Bette, während die Nymphe, welche es getheilt, sich durch eine geheime Thüre entfernte. Danton fragte nun nach den Einzelnheiten von der Einnahme Verdun's, und seine Wuth vermehrte sich nur noch dadurch.

Es ist unmöglich, die Empfindungen dieses athletischen, leidenschaftlichen Mannes zu schildern, als er hörte, daß der General Baurepaire, würdig der schönsten Zeiten Roms, sich getödtet hatte, als er die Bewohner von Verdun nicht bewegen konnte, die Vertheidigung länger fortzusetzen. Danton knirrschte mit den Zähnen, stampfte wiederholt mit den Füßen, und brach endlich in Thränen aus. Aber sein Zorn erneuerte sich bei der Nachricht, daß die Einwohner in Festkleidern dem Könige von Preußen die Schlüssel ihrer Stadt überbracht, und weißgekleidete, mit Blumen bekränzte Mädchen den Siegern Zuckerwerk überreicht hatten. „Die Ruchlosen!“ rief er, „solche Huldigungen denen darzubringen, die unsere Städte verbrennen, und unsere Vertheidiger morden — und dies in Gegenwart des noch zuckenden Leichnams des für's Vaterland gestorbenen Kommandanten! Nein, sie haben kein Herz, nichts Menschliches“, fügte der Minister hinzu, den Arm des Kouriers schüttelnd.

Tags darauf, am 2. September, ertönte die Lärmkanone, die Sturmglocke wurde gezogen, Generalmarsch geschlagen, und an den Mauern war folgende Proklamation zu lesen:

„Zu den Waffen! Bürger, zu den Waffen! der Feind ist vor den Thoren."

„Die Barrièren werden augenblicklich geschlossen (sie waren es schon seit dem vorigen Tage)."

„Alle Bürger haben sich marschfertig zu halten, um auf das erste Signal aufbrechen zu können."

„Feige und Verdächtige sind auf der Stelle zu entwaffnen."

„Vierundzwanzig Kommissäre sollen zur Armee und in die benachbarten Departements geschickt werden, um ihnen diesen Beschluß mitzutheilen, und die Bürger aufzufordern, sich ihren Brüdern zu Paris anzuschließen."

„Der Militärkomité wird permanent, und mit der Kommun vereinigt sein."

„Die Lärmkanone, die Sturmglocke und der Generalmarsch werden sofort den Bürgern die Gefahr des Vaterlandes ankündigen."

„Die Mitglieder des Generalkonseil haben sich sogleich in ihre Sektionen zu begeben, um diese Proklamation bekannt zu machen, den Bürgern die Gefahr des Vaterlandes, sowie den Verrath, von dem sie umgeben, oder bedroht sind, kräftig zu schildern, ihnen zu sagen, daß alle Absichten der Feinde darauf

abzwecken, Frankreich unter das schmachvollste Joch zurückzubringen, und daß es besser sei, uns lieber unter dem Schutte unserer Städte zu begraben, als dies zu ertragen. — Unterzeichnet: Huguenin, Präsident, Tallien, Sekretär."

Diese Proklamation, durch wirkliche Gefahr und Verrath, der nicht minder reell war, gerechtfertigt, mußte auch den Besonnensten begeistern, und es war zu fürchten, daß, wie gewöhnlich in solchen Fällen, die Leidenschaft die gesetzliche Grenze überschritt. Diesen Mißbrauch einer in ihrem Motiv gerechten Aufregung hatten die Jakobiner klug berechnet. Die Wahl der Anstifter der Bewegung, die Besoldung von Leuten, die unfähig waren, mit Ueberlegung zu Werke zu gehen, und endlich die übeln Nachrichten von der Armee, die man weislich übertrieben hatte, kurz Alles war geschickt kombinirt, um die Metzeleien in den Gefängnissen vorzubereiten. — Die Proklamation erschien, und auf der Stelle begann die Ermordung der Gefangenen, zu gleicher Zeit in La Force, der Conciergerie, im Châtelet, in der Abtei St. Germain, bei den Carmelitern der Straße Vaugirard, im Seminar St. Firmin der Straße St. Viktor, bei den Bernhardinern, in Bicêtre und der Salpetrière. Diese andere St. Bartholomäusnacht begann um zwei Uhr Nachmittags.

Die Leidenschaft hat genug über diesen Akt der Volkswuth gesprochen, den ich beklage, wie jeder

Freund der Menschlichkeit dies muß; allein ich mag nicht wiederholen, was so Viele kopflos behauptet haben, daß der Grund davon ein verbrecherischer, planloser Gedanke war. Ohne gerade die Ermordung der Gefangenen für eine unglückliche Nothwendigkeit zu erklären, behaupte ich doch, daß die Kühnheit der äußern Feinde und die Ränke der Konspiranten im Innern in dem in den pariser Gefängnissen vergossenen Blute ertränkt wurden. Man muß die gefallenen Opfer beklagen, aber Gott danken, daß er dadurch größere Uebel vermied. Kurz die Septembergräuel, die zwar auch viel Unschuldige trafen, hielten sicherer die Verbündeten auf, als der in militärischer Beziehung unbedeutende Sieg bei Valmy.

In jedem Gefängniß war eine Art Volkstribunal errichtet, dessen Präsident, mit einer dreifarbigen Schärpe und einem langen Säbel umgürtet, vor einem Tische saß, auf dem Pfeifen, Tabak und Papier lagen. Letztres war mit Wein, öfters auch mit Blut befleckt. Etwa zwölf Beisitzer, fast lauter Arbeiter, standen, saßen oder lagen, vor Müdigkeit und Trunkenheit eingeschlafen, auf Bänken umher. Der Aufseher des Gefängnisses saß, mit seinem Register in der Hand, beim Präsidenten, um etwaige Nachweisungen über den Grund einer Verhaftung sofort geben zu können. Zwei Mann führten jeden Gefangnen herbei, ihre Säbel über seiner Brust kreuzend, und zwei Andere, ebenfalls mit blanken Säbeln, die Aermel bis an die

Ellbogen aufgestreift, hüteten die nach der Straße gehende Thüre. Die Blutflecken an ihren Hemden verriethen, daß sie die ersten Werkzeuge der Nemesis des Volks waren. Zwischen ihnen stand der Schließer, die Hand an dem Riegel, den er mit derselben Gleichgültigkeit zurückzog, um den Gefangnen die Freiheit zu geben, als um sie ihren Mördern zu überliefern. Stellte jetzt ein Maler alles dies dar, so hätte man ein Bild, wie es damals jedes Gefängniß darbot; allein selbst die geschicktesten Künstler wußten noch nicht die verschiedenen tragischen Auftritte wiederzugeben, die sich damals in jedem Kerker ereigneten. Einige Skizzen davon wollen wir wenigstens hier mittheilen.

Zuerst las gewöhnlich der Aufseher des Gefängnisses die Bemerkungen vor, welche sein Register über den betreffenden Gefangnen enthielt; dann wurde Letzterer verhört, und hierauf schlossen die Richter einen Kreis um den Präsidenten. Nach kurzer Berathschlagung, und wenn der Gefangne schuldig erklärt worden, hielt der Präsident die Hand empor und sprach die wenigen Worte zur Jury: „Ich frage Sie auf Ihr Gewissen, ob der Herr loszulassen ist.“ — „Loslassen“ hieß, vermöge einer schändlichen Verdrehung des Sinnes dieses Wortes, tödten, und antwortete die Jury ja, so öffnete sich sofort die Kerkerthür, der Gefangne wurde hinausgestoßen und fiel augenblicklich unter den Piken und Säbeln der Mörder.

Wurde der Verhaftete für unschuldig erklärt, so rief man: „Es lebe die Nation!“ und ich muß hinzufügen, daß, wenn das empörte Volk wüthete, es doch auch die größte Freude zeigte, wenn es nicht zu strafen hatte. War der freigesprochne Gefangne weder adelig noch Priester, mußte er sich verbindlich machen, nach seiner Entfernung aus dem Kerker sich an die Grenze zu begeben. Zwei bewaffnete Männer führten den Freigesprochnen hinaus und gingen voran, um die vor der Thür versammelte Menge zu theilen, welches das Zeichen war, die sich nähernde Person zu schonen. Auf der Straße nahmen die beiden Führer den befreiten Gefangnen bei den Armen und brachten ihn so weiter, indem sie ihre Hüte oder rothen Mützen auf den Säbelspitzen schwenkten. Ehe sie den gewesenen Gefangnen verließen, mußte er folgenden Eid leisten: „Ich schwöre, der Nation treu zu sein und auf meinem Posten für Vertheidigung der Freiheit und Gleichheit zu sterben.“

War dies Alles geschehen, so wurde der Gefangne meistens nach einem Dépôt der Unschuldigen gebracht, d. h. in eine nahe Kirche, wo eine Munizipalkommission ihren Sitz hatte, die ihn definitiv frei ließ oder seine Reiseroute nach der Grenze gab. In den Memoiren Webers, des Milchbruders der Marie Antoinette, kommt folgende Stelle vor, welche das eben Gesagte bestätigt: „Als ich freigesprochen worden und mich meine beiden Führer durch die Menge begleiteten,

traten ihnen einige Weiber heftig entgegen und sagten: „Nehmt Euch doch in Acht, Ihr laßt ja den Herrn in die Gosse treten.“ — Diese Gosse war blutig, und einige Minuten vor meinem Erscheinen klatschten dieselben Weiber in die Hände, während meine Vorgänger erwürgt wurden.“

Unter vielen Andern, die dem Stahl der Mörder damals entgingen, muß auch der Abbé Sicard erwähnt werden, der Lehrer der Taubstummen, den der Uhrmacher Monot rettete, sowie Herr von Sombreuil, der Gouverneur der Invaliden, den seine Tochter fast mitten unter Leichnamen hervorzog; ferner Frau von Staël, die einen Paß erhielt, um sich zu ihrem Vater nach Copet zu begeben, und endlich die Frauen von Tourzel und von St. Brice. Ein Deputirter, Herr Jonneau, sollte eben den Tod finden, als ihn seine Kollegen reklamirten. Zwei Männer begleiteten ihn sodann durch die Stadt bis zur Nationalversammlung, nachdem sie ihm auf die Brust das Dekret der Unverletzlichkeit der Nationalrepräsentanten geheftet.

Die Kommissäre, welche dieselben Repräsentanten nach den Gefängnissen sandten, um den Metzeleien Einhalt zu thun, bemühten sich aber umsonst. So suchte der Deputirte Dussaulx vergebens am Eingange der Abtei sich Gehör zu verschaffen. Einer der Mörder, der Ermahnungen müde, sprach am Ende zu ihm: „Herr, Sie scheinen ein ehrlicher Mann zu sein, und ich ersuche Sie, sich zu entfernen; denn Sie

hindern mich nur am Arbeiten. Seit Sie da sind, haben meine Kameraden über Zwanzig expedirt."

Bei so schrecklichen Thatsachen ist man geneigt, zu glauben, daß dem unter die Mörder vertheilten Getränk etwas beigemischt war, geeignet, die Art von Wuth zu erregen, welche bei den Metzeleien dieser Trauertage vorherrschte. Zum Beweise folgt hier ein Ereigniß, dessen Glaubwürdigkeit mir mein Vater garantirte. Ein Kommissionär vom Platze Maubert wurde am 2. September nach dem Kloster St. Firmin geschleppt, und versah dort zwei Tage lang das Geschäft des Henkers. Als er am 6. wieder nach Hause kam, zitterte er am ganzen Körper und verlangte ohne Unterlaß zu trinken. Man gab ihm Wein, den er trank, ohne sich von seiner Alteration erholen zu können und, was noch überraschender war, ohne trunken zu werden, was man in Folge eines so übermäßigen Trinkens hätte erwarten sollen. „Sie haben mir viel zu trinken gegeben," äußerte er mit schauderhaft dummem Lachen; „aber ich habe auch tüchtig gearbeitet, und für meinen Theil über achtzig Priester abgethan." Noch eine Menge andre Geständnisse der Art entfuhren ihm; bei jedem Worte aber unterbrach er sich, leckte sich die Lippen und wiederholte: „mich durstet." — Dieser Mann starb gegen Ende Septembers, ohne daß er sich seit den Metzeleien in den Gefängnissen nur für einen Augenblick wieder erholen konnte.

Es folgt hier noch ein Beispiel stoischer Barbarei, das um so seltner und origineller ist, als es einem Alter angehört, wo die Leidenschaften gewöhnlich noch nicht mit Ueberlegung begabt sind. Am 3. September saß ein kleiner Knabe von etwa zehn Jahren auf den Stufen des Hauptaltars der Kirche Culture St. Catherine, die man zu einem Dépôt der Unschuldigen gemacht, und war emsig beschäftigt, ein Paar blaue, blutige Strümpfe zu reiben. Ein wohlgekleideter Mann näherte sich ihm und begann:

„Weißt Du vielleicht zufällig, was aus Herrn von Chamilly geworden ist, einem der vier ersten Kammerdiener des Königs?"

„Der in La Force eingekerkert war?" entgegnete der Knabe, und fuhr fort, zu reiben.

„Eben der."

„Dieser ist heute früh um Dreiviertel auf 9 Uhr getödtet worden," — und der kleine Junge fuhr fort zu reiben, ohne sich im Geringsten irre machen zu lassen.

„Weißt Du gewiß, was Du gesagt hast," begann der Fragende wieder mit Thränen in den Augen.

„Ja wohl," gab das Kind lächelnd zur Antwort und zeigte das blutbefleckte Kleidungsstück, was es in der Hand hielt. „Hier sind seine Strümpfe und sein Hut, die ich zum Geschenk erhalten und die ich säu-

bere, um sie zu verkaufen. Wenigstens erhalte ich einige Sous dafür, um mir Kuchen zu kaufen *)."

Die Ermordung der unglücklichen Prinzessin von Lamballe können wir bei Erzählung der Schreckniſſe des Septembers nicht mit Stillschweigen übergehen. Noch schaudere ich bei dieſer Erinnerung von 44 Jahren, wie jene schöne und, wie es hieß, so tugendhafte Prinzessin, ihrer schon blutbefleckten Kleider beraubt, vor dem Eingange von La Force stand, wie sie verschämt mit den Händen den Blicken der schamloſen Menge ihre Reize zu entziehen suchte, und wie dieſe plötzlich von einem Purpurſtrom, der zugleich aus zwanzig Wunden sprang, überfluthet wurden. Im Nu waren alle dieſe Schönheiten zerhauen und verſtümmelt, und nur noch zuckende Stücken, mit denen in Kurzem der Koth seine unedle Farbe theilte. Die Prinzessin von Lamballe war nur noch ein verſtümmelter, von hölliſchem Wahnſinn zerfleiſchter Leichnam. Furien, deren Wildheit selbſt die Hölle übertraf, entriſſen dem erlauchten Opfer die Eingeweide und umgürteten ſich mit dieſen menſchlichen Reſten, deren Wärme sie durch ihre Kleider noch fühlten.

Hierauf bildeten die Mörder eine Art Zug, um, wie sie sagten, die schöne Ariſtokratin, die gegen die

*) Der Knabe irrte ſich; Herr von Chamilly fand seinen Tod nicht im September 1792.

Sansculotten conspirirt habe, durch die Stadt zu führen.

„Nie werde ich jenen schauderhaften Anblick vergessen," sagte uns zu London ein Augenzeuge wenige Tage nach dieser Schlächterei. „Stets werde ich diesen entstellten, blutbedeckten Körper vor Augen haben, den jene Kannibalen durch die Gossen schleiften. Aber welches noch peinigendere Gefühl ergriff mich, als ich plötzlich das blasse, doch immer noch schöne Haupt des Engels, den man eben dem Himmel wieder zugesandt, auf der Spitze einer Pike erblickte, um deren Schaft die langen, blonden Locken, im Winde wehten, während das diesem Haupte, in dem noch zwei schöne blaue Augen konvulsivisch zu rollen schienen, entquellende Blut das Ungeheuer bedeckte, welches die Pike trug."

Der Haufe begab sich zuerst mit den Resten der Prinzessin nach dem Hotel de Toulouse, das sie bewohnt hatte *). — „Sie soll," sagte Charlot, der Führer der blutgierigen Horde, „ihre schönen Meubels und vergoldeten Tapeten küssen." — Die Mörder fanden aber den Thorweg verschlossen, und bestanden nicht darauf, daß geöffnet würde, sondern nahmen ihren Weg nach dem Palais-Royal. „Orleans muß seiner Schwägerin ein letztes Lebewohl sagen," rief ein Mörder aus der Bande. Die Truppe machte unter den Fenstern dieses Prinzen Halt, und der Mann, welcher

*) Jetzt hat es die Bank von Frankreich inne.

das Haupt auf der Pike trug, pflanzte diese vor einem der Fenster in die Erde. Louis Philipp Joseph saß grade mit einigen Engländern und Frau von Buffon, seiner Mätresse, in dem Saale bei Tafel, den das Fenster erhellte, vor dem das blasse Haupt der Frau von Lamballe sich befand. — Die Mätresse, welche zuerst die furchtbare Erscheinung bemerkte, sank, einen gellenden Schrei ausstoßend, auf ihrem Stuhle zurück. „Gott!" rief sie, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend, „mein Kopf, mein armer Kopf wird einst ebenso umhergetragen werden." Orleans dagegen soll aufgestanden, sich, mit der Serviette in der Hand, dem Fenster genähert, und einige Augenblicke das schreckliche Bild, was sich ihm darbot, kalt betrachtet haben, sofort aber zu seinen Gästen zurückgekehrt sein.

Hier muß ich noch ein Gerücht einschalten, dessen Glaubwürdigkeit ich nicht grade verbürgen will, das aber zur Zeit der Septembrisaden von 1792 allgemein verbreitet war. Der Prokurator der Kommun, Manuel, hatte, wie es hieß, für Geld versprochen, mehreren Gefangenen, deren Tod gewiß schien, das Leben zu retten. Treu seinem Versprechen, ließ er die Personen, deren Ranzion er empfangen, und unter ihnen die Prinzessin von Lamballe, auf der Stelle in Freiheit setzen. Wie man sagte, waren für die Prinzessin 50,000 Thaler bezahlt worden. Sie war also im Begriff, La Force frei und lebend zu verlassen,

als es der Herzog von Orleans, ihr Schwager, anders beschloß. Ohne das Folgende für authentisch zu erklären, kann ich doch, Kraft mehrerer unverdächtiger Zeugnisse, versichern, daß seit dem 5. Oktober 1789 der Herzog mit der Prinzessin von Lamballe und dem Herzoge von Penthièvre brouillirt war. Als nun die Vertraute von Marie Antoinette verhaftet wurde, weil man in ihrer Mütze zwei unbedeutende Briefe an diese Souveränin gefunden hatte, konnte der Herzog von Orleans daran denken, daß durch den Tod seiner Schwägerin ein Jahrgeld von 300,000 Livres, das sie aus dem Vermögen der Herzogin von Orleans bezog, wegfallen würde. Alles Vorhergehende beruht auf wirklichen Thatsachen; allein das Folgende berichte ich mit jenem Mißtrauen, das Behauptungen zu begleiten pflegt, die der Beweise entbehren.

Am 3. September Morgens, sagte dasselbe Gerücht, sandte der Herzog einen seiner Günstlinge, Namens Rotondo, nach La Force mit dem Befehle, Geld unter die vor dem Gefängnisse versammelten Mörder zu vertheilen, damit sie die Prinzessin in dem Augenblicke, wo sie das Gefängniß verließe, tödten sollten. — „Gehen Sie," sagte der Herzog, immer nach demselben Gerücht, „und vergessen Sie nicht, mir den Kopf der Prinzessin bringen zu lassen — hierher, unter meine Fenster," fügte der Vetter des Königs hinzu, und wies mit dem Zeigefinger nach der Stelle. — Wie wir gesehen, brachten die Mörder,

sei es nun in Folge eines Befehls oder freiwillig, das Haupt des englischen Geschöpfs wirklich dahin. Die Mörder wandten sich darauf nach dem Tempel, um der Königin das Haupt ihrer Freundin zu zeigen.

An demselben Morgen hatte Péthion der Nationalversammlung in festem Tone und offen erklärt, daß er den seit gestern begangnen Verbrechen fremd sei, und eben den Kommandanten der Nationalgarde (Santerre) aufgefordert habe, sich mit einer Abtheilung Nationalgarde nach dem Tempel zu begeben, und die Wache bei den übrigen Gefängnissen ebenfalls zu verstärken.

Dieser Befehl wurde wenigstens in Bezug auf den Tempel ausgeführt, und die Mörder konnten von den Municipalbeamten, welche die königliche Familie zu beaufsichtigen hatten, weder erhalten, daß sich der König und die Königin an einem Fenster zeigten, noch daß man sie, ihrem Verlangen gemäß, in Masse ins Gefängniß ließ. Indeß sandten sie eine Deputation von vier Personen dahin. Der Redner dieser Gesandtschaft trug die Offiziersuniform der Nationalgarde, einen großen Schleppsäbel und zwei Paar Pistolen im Gürtel.

„Die Kommissäre der Kommun," begann er in einem rauhen Tone zur Königin, „wollen Ihnen den Kopf der Lamballe nicht sehen lassen, den wir Ihnen bringen."

Marie Antoinette, bisher mit der Ermordung ihrer Freundin unbekannt, erblaßte und zitterte am ganzen Körper.

„Unglückliche Frau!“ murmelte sie mit erstickter Stimme, „so haben sie Dich also ermordet.“

„Sie haben sie getödtet,“ versetzte der wilde Redner. „Wir bringen den Kopf der Lamballe, um Ihnen zu zeigen, wie das Volk sich an den Tyrannen rächt. Ich rathe Ihnen, ans Fenster zu treten, wenn Sie nicht wollen, daß das Volk hier herauf kommt.“

„Und ich verbiete das,“ sprach Ludwig, der Deputation ruhig entgegentretend. „Herr Kommissär der Kommun, befehlen Sie diesen Leuten, sich zu entfernen. Wenigstens, glaube ich, können wir fordern, daß man uns im Gefängnisse in Ruhe läßt.“

Ludwig nahm sofort seine Gemahlin bei der Hand und trat mit ihr in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth. Inzwischen erhob sich unter der Gesandtschaft des Volks und dem anwesenden Municipalbeamten eine sehr lebhafte Diskussion, indem Erstere darauf bestanden, das Haupt der unglücklichen Lamballe der königlichen Familie zeigen zu wollen, und Letzterer bestimmt erklärte, nicht darein zu willigen. Dieser Kommissär der Kommun, Namens d'Anjou, war ein Mann von sechs Fuß Höhe; er gebot den vier Septembriseurs Schweigen, worauf sich diese entfernten. Bald aber wurde ihm gemeldet, daß der Posten des

Tempels angegriffen und jeden Augenblick zu fürchten sei, die Menge werde ins Gefängniß dringen. D'Anjou stieg eilig hinab, begab sich unter die Wüthenden, die jetzt entschieden den Kopf der Königin verlangten, und rief ihnen mit seiner Stentorstimme zu: „Der Kopf der Königin gehört der Kommun von Paris nicht allein; die Departements haben auch ihre Rechte daran; ganz Frankreich hat der Kommun die beiden großen Verbrecher anvertraut. — Bürger von Paris, im Namen des Gesetzes, entfernt Euch."

Die Menge liebt die Kühnheit und weicht ihr gern, selbst wenn sie darüber triumphiren könnte. Man schrie: „Er hat Recht, wir wollen uns entfernen," was auch geschah.

Man sagte, der Herzog von Penthièvre habe einigen treuen Dienern befohlen, dem Körper seiner Schwiegertochter zu folgen und sich dessen zu bemächtigen, um ihn zu Dreux begraben zu können. Diese fromme Absicht konnte aber nur zur Hälfte ausgeführt werden. Die Agenten des Herzogs, oft von dem Leichname oder vielmehr von den Stücken desselben entfernt, die man im Kothe schleppte, sahen nicht, daß die Mörder diese unförmlichen Reste auf einen vor dem Châtelet liegenden Leichenhaufen geworfen hatten. Später davon unterrichtet, kehrten sie dahin zurück, konnten aber die irdische Hülle, die sie suchten, nicht wiedererkennen.

Als die Mörder in die Nähe des Gefängnisses La Force zurückgekehrt waren, begaben sie sich in die Schenke an der Ecke der Straße des Ballets, und ließen die Pike mit dem Kopfe der Prinzessin draußen, an die Mauer gelehnt, stehen. Die Agenten des Herzogs folgten mit Charlot und seinen Genossen in die Schenke, berauschten sie, verließen sie dann unter einem Vorwande, bemächtigten sich des Kopfs, wickelten ihn in eine Serviette, und flüchteten damit von dannen. Während sie aber mit den Mördern tranken, hatte schon ein Perrückenmacher einen guten Theil der erwähnten, schönen, blonden Locken in Besitz genommen. Vielleicht trug irgend eine ehrlose Mätresse jener Zeit als Perrücke diese Haare, die, wie es hieß, nie der Hauch unkeuscher Liebe berührte.

Die Vertrauten des Herzogs von Penthièvre brachten den Kopf der Prinzessin von Lamballe ins Hospital der Quinze-Vingt, und baten einen dort Angestellten, diese kostbare Reliquie bis zum nächsten Tage aufzubewahren, wofür sie ihm hundert Thaler versprachen. Am vierten kam wirklich ein Bedienter des Prinzen, brachte die hundert Thaler, und ließ den Kopf in einen bleiernen Kasten legen, der noch denselben Abend zu Dreux, in der Gruft der Familie Penthièvre beigesetzt wurde.

Die Niedermetzlung der Gefangenen dauerte bis zum 6. September, trotz dem, daß eine Deputation der Nationalversammlung sie zu hindern suchte. Die

Erfolglosigkeit der Bemühungen der Deputirten läßt sich leicht begreifen. Diese hatten es nämlich nicht eigentlich mit dem Volke zu thun, sondern nur mit wüthenden Werkzeugen einer Partei, welche mordeten, um den ihnen versprochenen Lohn zu gewinnen, und diese Maßregel war von Danton der Nationalversammlung angekündigt, und vor und nach ihrer Ausführung von Tallien, Manuel, Marat, Legendre, Lacroix, Fabre d'Eglantine, Billaud de Varennes und Camille Desmoulins für nothwendig erklärt worden. War diese andere St. Barthélemy von vier Tagen, während der 3000 Opfer fielen, unnütz für das Vaterland, und ist sie den Attentaten zuzuzählen, welche die Erde mit Blut besudeln, ohne den geringsten Keim eines Resultats zu befruchten? — Ich antworte keck nein. Man lese die damaligen Manifeste des Königs von Preußen und seiner Generale, sowie die Korrespondenz der Emigranten, und betrachte die zahlreichen Beweise von Verrath der meisten der ermordeten Personen, und dann wage man noch, zu behaupten, an jenen schrecklichen Tagen habe der Tod nur Unschuldige getroffen. Ohne Zweifel waren seit dem 10. August nicht lauter Schuldige verhaftet worden; auch entgingen etwa 400 Personen dem Stahle der Henker. Vielleicht wäre bei Beobachtung der richterlichen Formen die Zahl der Freigesprochenen größer gewesen, vielleicht aber auch geringer; denn der Parteigeist führte damals die denkenden Köpfe noch

mehr irre, als die vernichtenden Arme. Folgendes ist ein Beweis davon.

Unabhängig von dem Tribunal in jedem Gefängniß gab es noch während der Septembrisaden im Justizpalaste ein permanentes Gericht, das Modell des künftigen Revolutionstribunals.

Richter waren: Robespierre, Asselin, Mathieu, Pepin, Lavaux, Daubigny, Dubail, Cofinhal, Stellvertreter aber: Desfieux, René, Juillan, Dumouchel, Juric, Malet, Andrieux, und öffentliche Ankläger: Lallier und Réal. Die Jury bestand aus Leroi, Blandin, Rolleaux, Lachier, Loiseaux und Caillères de L'Etang.

Dies Tribunal revidirte nöthigen Falls die Urtheile der sogenannten Volksgerichte, und — sprach selten frei.

Die Deputirten, deren Bemühungen dem Blutvergießen nicht Einhalt thun konnten, waren: Bazire, Lequinio, Jsnard, Dussaulx und François (de Neufchâteau). Die beiden ersteren gehörten zu den Jakobinern, der dritte war Girondist, und die beiden letzten hatten keinen entschiedenen Charakter. Bei der Wahl dieser Kommissäre konnte die Nationalversammlung die Erfolglosigkeit ihrer Mission voraussehen.

Péthion war, wie ich schon erwähnt zu haben glaube, unschuldig an dem im September vergossenen Blute; Danton und der Generalkonseil der Kommun hatten sich bemüht, die Autorität dieses Beamten, den

sie nicht zum Mitschuldigen machen konnten, zu annulliren. Unter dem Vorwande, ihn gegen die Verräther zu schützen, ließ man ihn während der Dauer der Metzeleien nicht aus den Augen, und da die triumphirende Partei sich aller Gewalt bemächtigt hatte, sah Péthion plötzlich seine Popularität verschwinden. Er war ein Maire ohne Macht, der nicht einmal für die Pasquille Gerechtigkeit erhalten konnte, welche Robespierre und Marat gegen ihn drucken ließen. Diese hatten sich während des Handstreichs verborgen, erschienen aber sofort wieder, um ihn zu vertheidigen, aus Furcht, ihr Ruin möchte eine Folge des Siegs der Cordeliers werden, wenn sie nicht zu dessen Verherrlichung ins Horn bliesen.

Was die Girondisten betrifft, war es von ihnen Feigheit, wie mehrere Schriftsteller voreilig behauptet haben, daß sie sich den Septembergräueln nicht widersetzten? — Roland, Clavières, Servan, Buzot, Vergniaud, Grangeneuve, Gensonné, Guadet und viele Andere waren nicht feige, was ihr Tod später bewies. Indeß, wie gesagt, konnte man eine so große Hekatombe beklagen, und dabei denken, der Terrorismus ist manchmal auch ein Weg des Heils. Bekanntlich ist es Kriegsgebrauch, die im Schlaf überraschten Vorposten des Feindes unverzüglich zu tödten, wodurch gewöhnlich der Sieg gesichert, und ein blutigerer Kampf vermieden wird. — Vernünftige Ueberlegung wird also die anfängliche Entrüstung über

diese Gräuel mindern, und man wird die Opfer beklagen, und blos die grausame Nothwendigkeit der Handlung verdammen.

Eine unzweifelhafte Thatsache ist, daß die Septembrisaden die drohend nach Paris vordringenden Ausländer sehr vorsichtig machten. Dieser Volksstaatsstreich, den sie der ganzen Einwohnerschaft von Paris zuschrieben, stimmte sie ganz besonders zur Ueberlegung. Schon fürchteten sie, 250,000 Sanskulotten aus der Hauptstadt hervorbrechen zu sehen, sobald sie sich ihr näherten, und eben diese Sanskulotten hatten sich so wenig von dem bekannten Manifeste des Herzogs von Braunschweig einschüchtern lassen, daß sie sogar die innern Verbündeten der erobernden Armee niedermetzelten. Kurz, von dem Tage an, wo die Vorfälle zu Paris in den Reihen der Koalition bekannt wurden, zeigte sie sich in ihren Bewegungen unentschlossen und schüchtern, und man vermuthete schon, daß die Deutschen bei dem geringsten Verlust sich zurückziehen würden.

Andrerseits war unter die französischen Truppen das Vertrauen zurückgekehrt, und sie hatten die Niederlagen bei Quiévrain und Lille vergessen. Dumouriez wußte leicht die Moral der Soldaten und Offiziere durch jene Prahlerei zu heben, die öfters, zumal im Kriege, die Stelle der Umsicht und Klugheit vertritt. Beurnonville, einer seiner Generale, unterstützte ihn dabei vortrefflich, indem er von Zeit zu Zeit Bul-

letins im Stile des Vaudeville redigirte, und ich kann nicht umhin, eins davon zu copiren. So schrieb dieser General in den ersten Tagen des Septembers:

„Ich wollte, wie Sie wissen, einen Ball geben, und dieß ist nun geschehen. Gestern war ein Fest im Dorfe Flines, jenseit der Schelde, wo die Oestreicher gewöhnlich hinkommen, um Hühner zu essen. Von elf Uhr Morgens an hatte ich mein leichtes Bataillon in Hinterhalt gestellt. Nach der Vesper ließ ich etwa zwanzig Grenadiere, einige Offiziere, Bauern und die ganze Musik des ersten Bataillons von Paris kommen, um mit den Mädchen des Dorfs und denen der übrigen Dörfer der Nachbarschaft, die alle eingeladen waren, zu tanzen. Die Tambourins, Cimbeln und Klarinetten hallten in dem nahen Walde wieder, der nur Karabinerschußweite entfernt ist. Musik macht selbst die Bären sanft; die Oestreicher kamen aus ihren Höhlen hervor, Husaren, Jäger, Soldaten von Murray, um sich des Balls zu bemächtigen. Unsere Grenadiere stellten sich, als wollten sie fliehen, worauf die ganze Truppe aus einem Hohlwege auf die Tanzenden losstürzte. Plötzlich erschienen aber unsere Jäger, und ein Hagel von Kugeln ließ die Musik aus einer andern Tonart gehen, welche aber doch fortdauerte; denn die Tänzer verdoppelten ihre Anstrengungen und die hübschen Tänzerinnen machten es nicht besser. —— Die Oestreicher wurden bis in ihre Höhlen verfolgt, und dieser kleine Ball kostete ihnen das

Leben von drei Husaren und neun andern Soldaten, die auf dem Tanzsaale zurückgeblieben waren. Etwa 200 von ihnen waren zum Tanzen untüchtig geworden. Nachdem dies abgemacht war, luden unsere Jäger die Tänzerinnen mit den Worten ein: „Nun kommen wir daran.“ — Der Ball wurde auf das Schönste fortgesetzt, als man einen östreichischen Husaren heranreiten sah. Der Fremde versicherte, daß er sich gern lustig mache, und mit den Franzosen tanzen wolle. Wirklich geschah dies, und man führte ihn hierauf im Triumph ins Hauptquartier. Dumouriez, der auch gern tanzt, fiel ihm um den Hals und umarmte ihn. Sein Pferd und seine Waffen wurden ihm bezahlt, und ihm 100 Livres Rente versprochen. Der gute Oestreicher schwur, daß es ihm großes Vergnügen mache, auf diese Art zu tanzen.“

„Die Fräulein Ferning, die auch gern auf französische Art tanzen, befanden sich während des Scharmützels im Hinterhalt, und tödteten, oder verwundeten mit ihren Karabinern mehrere Oestreicher.“

Man beschuldigte den General Beurnonville etwas der Uebertreibung: so kosteten in seinen Berichten die von ihm gelieferten Treffen selten einem einzigen Franzosen das Leben, während, wie er sagte, die Felder voll getödteter Feinde lagen. Eines Tags hatten die Oestreicher nach einem dieser Berichte 1000 Mann verloren, und die Unsern hatten den Sieg nur mit dem kleinen Finger eines wackern Freiwilligen er-

kauft. Bald darauf las man folgendes Quatrain in einem Journale:

Wenn unsre Feinde mehr als tausend Todte zählen
Verlier'n nur einen Finger und den kleinsten wir;
Ei, Herr von Beaunonville, das will doch scheinen
Als wenn der kleine Finger was verschwiege.

Inmitten der großen Ereignisse widmete man auch einige Aufmerksamkeit Anekdoten von weniger allgemeinem Interesse. Folgende verminderte sehr die Anhänger des Hofs. Ein Polizeibeamter, beauftragt, Herrn von Septeuil, ersten Kammerdiener des Königs, zu verhaften, entdeckte in dessen Zimmer die geheimen Register und Portefeuilles der Civilliste. Dabei befanden sich eine Menge Quittungen für ins Ausland, an die Grafen von Artois und Provence, hauptsächlich aber an de Bouillé gesandte Summen. Letzterer, sagte man, empfing gegen fünf Millionen.

In den Kafés von Paris, wo diese Neuigkeit erzählt wurde, unterhielt man sich von der patriotischen Begeisterung des Augenblickes, wie sie noch zu keiner Zeit stattgefunden. Folgende Anekdoten können einen Begriff davon geben.

Ein Bürger schrieb an die Nationalversammlung: „Im Jahre 1789 beauftragten mich junge Leute des Handelsstandes von Paris, ein patriotisches Geschenk von 5,500 Livres zu übergeben. Jetzt bringe ich dem Vaterlande diese jungen Leute selbst; wir können auf der Stelle zwei Bataillons bilden. Außer-

dem giebt es unter uns noch 200 Mann, welche reiten können, und die selbst bei der Kavallerie gedient haben. Will die Nationalversammlung denen Pferde und Waffen geben, welche diese Gegenstände noch nicht haben, so können wir morgen abgehen."

In der nächsten Sitzung erschien ein Vater vor den Schranken. „Ich habe", begann er, „drei Söhne; alle Drei reisen nach der Grenze; allein ich kann nur Zwei bewaffnen, und komme, um von Ihnen eine Flinte für den Dritten zu fordern."

Madame Treilhard, Händlerin im Palais-Royal, folgte diesem Patrioten und schenkte ein Pferd mit Sattel und Zeug. „Hätte ich einen Gatten," sprach sie in bewegtem Tone, „so würde er auf diesem Pferde dem Vaterlande dienen; allein ich bin Wittwe, und Sie müssen also mein Geschenk vervollständigen."

„Lassen Sie Ihr Pferd herbringen," rief ein Mann von den Gallerien; „ich will es besteigen und den Augenblick nach der Grenze abgehen." — Dieser improvisirte Kavallerist hieß Leflotre und war zur Zeit des Kaiserreichs Obristlieutenant der Kavallerie und Baron. Ob er jetzt noch lebt, weiß ich nicht.

Der Treilhard folgten die Schauspieler und Schauspielerinnen des Theaters Montansier, die sich erboten, auch die Frauenzimmer, eine Kompagnie zur Vertheidigung des Vaterlandes zu bilden.

Hierauf wurden mehrere Briefe von Kommissären vorgelesen, welche die Aushebung von Mannschaften

in den benachbarten Departements betreiben sollten. Versailles gab 800 Mann, mit Allem ausgerüstet, 200 Reiter, 1 Kanone und 63,000 Livres. Troyes lieferte 800 Mann und 72,000 Franken. Eine Kommun des Departements de L'Aube sandte die ganze Nationalgarde gegen den Feind.

Die Händlerin Villaume erbot sich, die Wache zu beziehen; die Einnehmer der öffentlichen Abgaben wollten gegen den Feind marschiren, und ein Glasfabrikant, der 500 Arbeiter beschäftigte, versprach, mit allen seinen Leuten den nächsten Tag am Lager vor Paris zu arbeiten. Die Schüler des Collège de Bray sandten ein Geschenk von 500 Franken, das Ergebniß ihrer verkauften Preise.

Die Schauspieler des Théâtre français der Straße Richelieu, Talma an der Spitze, erboten sich, auf das erste Zeichen von Gefahr sogleich gegen die Feinde aufzubrechen.

Frau von Harville schrieb an die Nationalversammlung: „Bis zu Thränen gerührt von dem heroischen Eifer der Bürger, bin ich mit meinem Gatten, der sich in den Reihen der Armee befindet, übereingekommen, 12 Kinder bis ins sechzehnte Jahr zu erziehen und sie mit den nöthigen Mitteln zu versehen, einen Stand zu wählen.“

Herr Degmont meldete der Nationalversammlung, daß er nach der Grenze abgehe und seine Pension von 800 Franken dem Vaterlande überlasse.

Ein Schneidergeselle, Namens Louis, brachte ein vollständige Uniform und äußerte, daß er sie in der Nacht gefertigt habe, weil er am Tage arbeiten müsse, um leben zu können, und daß man nicht schlafe, wenn das Vaterland in Gefahr sei.

Ein Engländer verlangte von der Nationalversammlung einen Paß für seine Frau und seine Mutter, damit Beide in ihr Vaterland zurückkehren könnten, indem er sie bisher durch seine Arbeit ernährt habe, jetzt aber wolle er für die Freiheit fechten. Die Repräsentanten verfügten hierauf, daß die beiden Engländerinnen ihren Unterhalt aus dem öffentlichen Schatze erhielten.

Eine Frau von Stenay vergiftete vier Tonnen Wein und trank zuerst davon. Vierhundert Oestreicher, die ihrem Beispiele folgten, fanden dadurch ihren Tod. Sie starb mit dem Ausrufe: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit!"

Diese Beispiele habe ich mitgetheilt, um eine Idee von dem Enthusiasmus zu geben, der in Frankreich herrschte, als die Ausländer die Grenze überschritten. Ich hätte leicht 500 Blätter mit dergleichen füllen können, wenn ich nicht gefürchtet, immer dasselbe zu wiederholen. Nie, weder in alter noch neuer Zeit, herrschte eine solche Begeisterung; in den Bureaux der Nationalversammlung häuften sich die dem Vaterlande gemachten Geschenke an Geld und Precioſen, und das Lokal der Repräsentanten glich

einem Magazine, was der Patriotismus reichlich mit Allem versehen hatte, dessen die Armee bedurfte.

Ueberall ertönten kriegerische Gesänge, worein sich der Trommelschlag der abgehenden Bataillons mischte. Von einem Ende Frankreichs bis zum andern hörte man die heroische Marseillaise und Carmagnole, charakteristisch einem Volke, das singend zu sterben weiß, und das Ça ira half die Hungernden sättigen.

So sah es im September 1792 aus, und gleichwohl ist in neuester Zeit behauptet worden, die Bürger wären damals in starres Erstaunen versunken gewesen, hätten die Revolution verabscheut und fast allgemein die Gefangnen im Tempel bedauert. Von dieser verleumderischen Lüge ist das Andenken unsrer Väter zu säubern. Ohne Zweifel beklagten die Franzosen die Metzeleien des Septembers mit Recht, und ebenso gewiß mischte sich rührende Theilnahme in den Tadel, den König und Königin verdienten, da sie sich jetzt im Unglücke, das sie sich durch ihre Treulosigkeit zugezogen, edel und groß zeigten. Indem man aber das Blutvergießen bedauerte, sowie, daß vielleicht mehr Verhängniß als wahre Schuld den Nachfolger von so viel Königen ins Gefängniß gebracht, und von Herzen wünschte, daß die Nation nachsichtig gegen diesen Fürsten und die Feinde der Freiheit verfahren möchte, so bedauerte doch ganz gewiß Niemand in Frankreich, außer den Deprivilegirten, das zerbrochne Joch von 1789. Wie hart auch der Anfang

der nationalen Regierung war und wie viel Irrthümer in dieser Beziehung der Nachwelt zu gestehen sind, so wollte doch kein Franzose, der diesen Namen verdiente, die Rückkehr jener alten Regierung, die vierzehn Jahrhunderte lang die Nation ungestraft in der Sklaverei mit Schmach und Elend bedeckte. — Man kann ein Volk von Neuem in Fesseln legen, und das heißt etwa Restauration; allein dazu ist der ganze Zauber des Ruhms oder die volle Gewalt der Waffen nöthig, und Ihr, meine Zeitgenossen, die Ihr Fesseln dieses doppelten Ursprungs getragen habt, sagt, wünscht Ihr sie zurück?

Während der allgemeine Enthusiasmus des Landes die fremden Truppen erstaunen und bestürzt machte und ihre Bewegungen hemmte, versuchte man zu Paris, sich die Mittel zu verschaffen, der Koalition neues Leben zu geben. In der Nacht vom 16. zum 17. September fand ein beträchtlicher Diebstahl im Garde-Meuble der Krone statt; fast alle Diamanten, auch der Sanci von zwei Millionen und der Regent von fünf Millionen an Werth, wurden durch eine zahlreiche Diebsbande geraubt. Das Gebäude war auf der Seite der Kolonnade, nach dem Platze Ludwigs XV. zu, erstiegen worden, und die Diebe gelangten entweder im Einverständniß mit der Wache, oder weil sie dieselbe während einer dunkeln Nacht zu täuschen wußten, ungehindert ins Innere, wo sie sich mit Muße auswählen konnten, was sie wollten.

Später ließ sich bemerken, daß die Räuber besser bedient waren, als sie es durch den Zufall sein konnten.

Nicht so glücklich war die Flucht der kühnen Abenteurer; eine Patrouille bemerkte einen Mann, der sich von der Gallerie mittelst des Seils einer Laterne herabließ; er wurde ergriffen, und man fand seine Taschen voll Diamanten und anderer Preciosen. Ein zweiter Dieb, von der Wache, die ins Innere gedrungen, verfolgt, sprang von der Kolonnade herab, verletzte sich den Kopf und wurde ohne Mühe gefangen. Er hatte ein Schnupftuch voll Geschmeide und Edelsteine bei sich. Die übrigen Diebe entkamen durch Korridors, deren Zugänge sie offenbar kannten. Wenige Tage nachher wurden 21 von ihnen verhaftet, die mit langen Dolchen bewaffnet waren, sich aber ihres Theils an der Beute schon entledigt hatten. Der Minister Roland, der sie verhörte, bemerkte, daß sie sich gut ausdrückten und meistens Leute von Erziehung zu sein schienen.

Die Feinde der Revolution verbreiteten freilich schnell das Gerücht, die Kommun von Paris habe den Garde-Meuble zu bestehlen befohlen, um die Ausgaben für den 10. August und die Septembermetzeleien zu decken. Diese Niederei verdiente aber keine Widerlegung, selbst wenn nicht die hauptsächlichsten der in der Nacht vom 17. September gestohlnen Diamanten in England entdeckt worden wären, was

bewies, daß die Diebe zu einer ganz andern Klasse, als zu den Jakobinern gehörten. Uebrigens hatte der Sold der Septembriseurs keine so große Summe in Anspruch genommen; die mit Méhée-Latouche und Tallien unterzeichneten Bons, welche die Mörder erhielten, betrugen nur 25 bis 30 Franken das Stück und wurden lange auf dem Stadthause als Rechnungsbelege aufbewahrt.

Ein wahres Licht über den Diebstahl verbreitet Folgendes: Im Garde-Meuble war ein Mann, Namens Charlot, seit lange angestellt, um die Diamanten und sonstigen Precioſen zu säubern. Dieser Mann wurde nach dem Raube am 17. September fortgeschickt; vielleicht weil man ihn für dabei betheiligt hielt. Er ging nach Abbeville, seiner Vaterstadt, wo er ziemlich elend lebte, trotz der Unterstützung eines gewissen Delatte-Demontville, der nicht viel glücklicher war, wie er. Nach einigen Monaten wurde er ernstlich krank; Demontville besuchte ihn öfters in der Bodenkammer, die er bewohnte, und milderte möglichst sein Elend. Als sich Charlot eines Tags kränker wie gewöhnlich befand, begann er zu seinem Freunde:

„Bester Demontville, ich fühle mein Ende.“

„Du hältst Dich für kränker, als Du bist,“ erwiderte der Andere.

„Nein, nein,“ gab Charlot kopfschüttelnd zur Antwort; „allein ich sterbe gern. — Ich bin zu unglücklich.“

„Allerdings war Dir das Glück nicht hold.“

„Was sagst Du? — Es hat mich mit Reichthümern überhäuft, und doch wäre ich ohne Dich vor Hunger gestorben.“

Demontville schwieg, und glaubte, der arme Teufel rede im Wahnsinne, der manchmal der völligen Erschöpfung vorangeht.

„Du siehst mich erschrocken an,“ fuhr Charlot fort, „und allerdings scheint, was ich Dir eben gesagt, unsinnig zu sein; allein ich bin vollkommen bei Verstande. Kennst Du die Fabel vom Tantalus? — Meine Lage ist dieselbe.“

„So komm' doch wieder zu Dir.“

„Ich sage Dir, daß ich ganz vernünftig rede.“

„So verstehe ich Dich wenigstens nicht.“

„Bald, morgen vielleicht, wirst Du das Geheimniß wissen, was mein Mund nicht zu entdecken wagt. Nimm dort aus dem Schranke ein Kästchen, was Du darin finden wirst, öffne es aber nicht, so lange ich lebe. Nach meinem Tode kannst Du damit machen, was Du willst.“ — „Ich schwöre Dir, das zu thun!“ versetzte Demontville, von diesem seltsamen Vertrauen überrascht.

Als Charlot's Freund den andern Tag wiederkam, hörte er, daß der Kranke in der Nacht gestorben sei. Sofort öffnete er das Kästchen und fand für etwa 5 Millionen Diamanten darin, nebst einem

Schreiben von Charlot's Hand, das der Hauptsache nach Folgendes enthielt:

Im September von 1792 hatte ihm ein Sanskulotte seiner Bekanntschaft ein Packet, das die fraglichen Diamanten enthielt, übergeben, mit der Bitte, es aufzuheben, bis er es abholen würde. Dieser Sanskulotte war aber nicht wiedergekommen, und da die Diamanten offenbar zu den gestohlnen Kronjuwelen gehörten, so wagte Charlot nicht, sie auszuliefern, aus Furcht, man möchte glauben, er sei bei dem Diebstahle behülflich gewesen, noch viel weniger aber, sie zu verkaufen, was ihn noch mehr kompromittirt hätte. Selbst im Auslande war der Verkauf unmöglich; denn auf Requisition des französischen Gesandten in England waren die hauptsächlichsten Diamanten des Garde-Meuble eben in London wiedererhalten worden *). Charlot blieb also mit Fonds von 250,000 Livres Rente im Elende, und so erklärten sich seine räthselhaften Reden, die sein Freund für Wahnsinn hielt.

Demontville befand sich wieder in derselben Lage, wie sein Freund; die Restauration kam, ohne daß er seine Schätze in Geld verwandeln konnte.

---

*) Einem damals, wo ich mich noch in London befand, allgemeinem Gerücht zu Folge, hatte Léonard, der ehemalige Friseur der Königin, diese Diamanten nach London gebracht.

Herr von Blacas d'Aulps war Minister des königlichen Hauses, als endlich Demontville beschloß, aus seinem Schatze, den er nicht anders benutzen konnte, ein Pfand seiner Rechtschaffenheit zu machen, in der Hoffnung, daß diese gezwungene Tugend auch ihre Belohnung erhalten werde. Er kam nach Paris, erhielt eine Audienz bei Herrn von Blacas, und ersuchte diesen, ihm eine Audienz beim Könige zu verschaffen. Ich könnte zwanzig Seiten mit dem Lobe füllen, was der Minister unsrem Freunde aus der Picardie ertheilte; kurz, es wurde festgesetzt, Letzterer solle die hohe Ehre haben, seiner Majestät die Diamanten am folgenden Tage zu überreichen.

Tags darauf sah Blacas Demontville wieder, lobte seine Treue und untersuchte die Diamanten; allein der König war wegen Staatsgeschäften nicht sichtbar. Das kostbare Kästchen blieb in den Tuilerien. Demontville kam den andern Tag wieder ins Schloß; diesmal war aber auch der Minister nicht zu sprechen. Dasselbe wiederholte sich wohl zehnmal, und auf ebensoviele Briefe erhielt unser Freund aus der Picardie nicht eine Antwort. Als seine schwachen Mittel erschöpft waren, mußte er am Ende zu Fuße und verzweiflungsvoll nach Abbeville zurückkehren. Welche Garantie konnte ihm aber auch die Vermittelung eines Höflings bieten!

Indeß ließ Demontville den Muth nicht ganz sinken, sondern fuhr unerschrocken fort, zu schreiben.

Seine Beharrlichkeit hatte endlich einen vollkommenen Erfolg; der Aufbewahrer der 1792 gestohlenen Krondiamanten wurde nämlich zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Was den ursprünglichen Diebstahl betrifft, so glaube ich, wird keiner meiner Leser an den geheimnißvollen Sanskulotten geglaubt haben, der die im Garde-Meuble gestohlenen Diamanten gerade einem vom ehemaligen Hofe ernannten Beamten desselben zu verwahren gab. Nach meiner Meinung ist es ziemlich klar, daß Charlot zur Plünderung beitrug, und wahrscheinlich, daß er das Einsteigen der übrigen Diebe begünstigte. Bedenkt man nun, daß ein Theil der Diamanten nach England geschafft wurde, so wie daß der Friseur Leonard, der gewöhnliche Agent der Emigrirten, bei der Sache im Spiel war, so ist der Schluß zu machen, daß die Kommun von Paris den Diebstahl ganz gewiß nicht angeordnet hatte. Hätte sie es gethan, würde das Ganze nicht so geheimnißvoll behandelt worden sein. Diese Behörde war zu kühn, zu mächtig und hauptsächlich zu sehr vom Minister Danton unterstützt, um solche Umwege nöthig zu haben. Die Kommun hatte ganz offen 3000 Menschen um's Leben bringen lassen, und was war nach dieser Gewaltthat der Raub der Kronjuwelen?

Während man die Diebe des Garde-Meuble verfolgte, wurde zu Paris der Sieg von Valmy verkündet. Diese Schlacht, deren moralisches Resultat un-

ermeßlich war, würde sonst kaum der Erwähnung in den Jahrbüchern des Kriegs verdienen. Oft hörte ich Kellermann, als er Marschall von Frankreich und Herzog von Valmy geworden, über diesen Kampf, den er ein Scharmützel nannte, sagen: „Ich glaube in meinem Leben zwanzig glänzendere Treffen bestanden zu haben, als jenes. Es gab dort weder Handgemenge noch Kavallerieangriffe, sondern nur eine im passenden Augenblicke begonnene und vierzehn Stunden lang gut unterhaltene Kanonade.“ — Wenn sich nach diesem unverdächtigen Zeugniß der Held des Tags so wenig Ruhm zuschreibt, so kann auf seine Untergebenen nur eine sehr kleine Portion kommen. Der Herzog von Chartres, jetzt König der Franzosen, damals Generallieutenant im 21. Jahre, kommandirte die Stellung bei der Mühle vor Valmy, und hatte zum Adjutanten seinen Bruder, von Montpensier. Folgendes sagt Kellermann von beiden Offizieren in seinem Bericht an den Kriegsminister: „Verlegen über die Auswahl, nenne ich unter denen, die großen Muth gezeigt, nur Herrn Chartres, und seinen Adjutanten, Herrn Montpensier, deren ausnehmende Jugend ihre Kaltblütigkeit bei einem der heftigsten Feuer sehr merkwürdig machte.“ — Abgesehen von dem, was es von Courtoisie hierin geben kann, muß man sagen, daß die beiden Prinzen sich damals wie wackere Soldaten benahmen; allein um ihre Theilnahme an einem, in strategischer Hinsicht, fast unbedeutenden

Kampfe in eine heroische Handlung zu verwandeln, ist das enorme Teleskop nöthig, welches die souveräne Gewalt in die Hände giebt, um Alles damit zu betrachten, was das Leben der Könige angeht.

Nach dieser Schlacht traten die Preußen ihren Rückzug an, der bald den Charakter einer Déroute annahm.

Die Geschichte hat uns nicht alle Ursachen und Einzelnheiten dieses Rückzugs mitgetheilt. So hat man nicht hinlänglich erörtert, daß 1) der preußische General auf die Emigrirten rechnete, die ihm aber keine Hülfe leisteten, und 2) auf den Proviant, den, wie dieselben Emigrirten sagten, die Einwohner in Ueberfluß liefern würden, so wie 3) auf die fast allgemeine Desertion der Linienregimenter, die ebenfalls von den Emigrirten verheißen worden. Dagegen fanden die Preußen ganz Frankreich auf den Beinen; Paris bildete ein Lager von 200,000 Mann unter seinen Mauern, und gab das Vorspiel einer verzweifelten Gegenwehr, indem es im Innern die Anhänger der äußern Feinde ermordete, ohne sich um die wiederholten Drohungen der letzteren nur einen Augenblick zu kümmern. . . . . .

Der Herzog von Braunschweig begriff nun, daß er es nicht blos mit einigen tausend Kindern zu thun habe, wie man ihm gesagt, sondern mit einem ganzen Volke, das sich entschieden von der absoluten Gewalt losgesagt, die er ihm wieder aufdringen wollte. Frie-

drich Wilhelm und sein General zögerten; Dumouriez nahm eine gute Stellung bei St. Menehould, und nur noch sehr wenig war nöthig, um den Muth der Eroberer zu dämpfen, und die heroische Hoffnung der Franzosen zu entflammen. Dieses Wenige war die Schlacht bei Valmy; der preußische Feldherr begriff vollkommen, daß ihm nur noch der Rückzug übrig sei. —

Folgendes ist eine Episode des Rückmarsches der Preußen, den Herr Thiers nicht malerisch genug geschildert hat.

Man versetze sich in die Zeit zu Ende des Septembers, und erinnere sich, daß der Feind inmitten der Weinberge der Champagne marschirte. Natürlich wurden die herrlichen Trauben im Uebermaß von den feindlichen Soldaten genossen, und dies gerade zur Zeit eines gänzlichen Mangels an Lebensmitteln. Was hieraus folgte, bedarf keiner langen Erklärung. Von allen Uebeln, die den menschlichen Körper treffen können, steht aber keins mehr im Widerspruche mit dem militärischen Ruhme, als das fragliche, weil man es in Kriegszeiten als eine Wirkung der Furcht zu betrachten pflegt. Der tapfere Heinrich IV., der am Tage einer Schlacht gewöhnlich das Unglück einer solchen Indisposition gehabt haben soll, hütete sich daher sehr, seinen wackern Genossen die unzeitige Ankunft dieses demüthigen Gastes merken zu lassen.

Ich weiß nicht, was der Nachfolger des großen

Friedrich dachte, als er seine Soldaten, die kürzlich noch so prahlerisch hochmüthig waren, auf dem Rückzuge wohl zwanzigmal des Tags hinter jedem Busche der Champagne die unkriegerischste aller Stellungen annehmen sah. Die französische Lustigkeit benutzte schnell diesen Zufall; in allen Städten besang man ihn, und es wurde dies einen Monat lang der übliche Pontneuf. Den Refrain davon verschweige ich jedoch, weil er die Natur mit einer Treue schildert, die ich, des Anstandes wegen, nicht wiederholen darf.

Unter dem Donner der Kanonen, womit der Sieg bei Valmy gefeiert wurde, versammelte sich der Nationalkonvent auf den Bänken, die ihm die gesetzgebende Versammlung abgetreten. Noch war dieser Donner nicht verstummt, als Collot d'Herbois auf die Tribune eilte, und folgende Worte sprach: „Eine Berathschlagung können Sie nicht auf morgen, nicht auf diesen Abend, keinen Augenblick verschieben, ohne gegen die Nation treulos zu handeln, nämlich die, über Abschaffung des Königthums."

Grégoire, konstitutioneller Bischof von Blois, der nach Collot d'Herbois die Tribune betrat, äußerte in einem bewegten Tone:

„Gewiß wird Niemand von uns je vorschlagen, in Frankreich das verhängnißvolle Geschlecht der Könige beizubehalten. Nur zu sehr wissen wir, daß alle Dynastien nichts wie verzehrende Racen waren, die von Menschenfleisch lebten — — — — — — —"

Bazire verlangte, ein so wichtiger Gegenstand solle in einem Augenblicke diskutirt werden, wo der Enthusiasmus keinen Einfluß darauf haben könne. Grégoire aber erwiderte: „Wozu eine Diskussion, wenn Alles einig ist? Die Könige sind in der moralischen Welt, was die Ungeheuer in der physischen. Die Höfe sind Werkstätten der Verbrechen und Asyle der Tyrannen. Die Geschichte der Könige ist das Martyrologium der Nationen."

Der Antrag von Collot d'Herbois und Grégoire wurde am 21. September 1792 um drei Uhr Nachmittags mit allgemeinem Beifall votirt, und der Präsident des Konvents, Péthion, sprach beim Donner einer Artilleriesalve folgende Formel:

„Der Nationalkonvent dekretirt, daß die königliche Würde in Frankreich abgeschafft ist."

So wurde das Zepter der Nachkommen des heiligen Ludwig zerbrochen, und die wegen des Siegs bei Valmy, zu dem ein Bourbon beigetragen hatte, abgefeuerten Kanonen schienen den Sturz des Throns der Bourbons zu feiern.

Republik.

I.

1792.

(Ende.)

Die Logen der Oper. — Ursprung der Benennung „Bürger." — Das Lager von Lune. — Der Kaffee des Königs von Preußen. — Die Heroen von Lille. — Ein Longchamp von vierzig Stunden. — Das Portefeuille des Grafen von Provence. — Dumouriez's Bouquet. — Frau von Collot d'Herbois. — Schwülstige Korrespondenz. — Ein erlauchter Poët. — Eine Audienz von Achmet IV. — Ball bei Fräulein Candeille. — Der Ministerklub. — Die Emigrirten auf immer verbannt. — Le Paria und la Chaumière Indienne, Opern. — Basile, Oper. — Robespierre entlarvt. — Anfang des Kampfs zwischen den Jakobinern und der Gironde. — Sieg bei Jemappes. — Ludwig XVI. vor Gericht. — L'enlèvement des Sabines, Oper. — Die Propagande. — Der eiserne Schrank. —

Mirabeau im Koth. — Talleyrand angeklagt; er taucht unter und kommt wieder zum Vorschein.

Das eigentliche Verdienst historischer Memoiren ist, ein treues Bild der Zeit darzustellen, um die es sich handelt, und ernste Dinge, sowie Thorheiten, zu berichten. So lachte man, trotz alles Unglücks, zu Ende des Septembers von 1792, und, wie der Leser sehen wird, mit Recht.

Nach dem Siege bei Valmy erfuhr man nämlich zu Paris, daß ein Privatmann dieser Stadt in den ersten Tagen des August ins Bureau der Oper gekommen war, um einen Auftrag zu erfüllen, der zu seltsam war, um nicht die Sache hier vollständig mitzutheilen.

„Meine Herrn," begann der Agent, „ich komme, um den ganzen ersten Rang Ihrer Logen für die Vorstellung am 15. dieses Monats zu miethen."

„Jene Vorstellung," erwiderte ihm ein Angestellter, „wird wahrscheinlich nichts Außerordentliches darbieten, und es ist selbst noch nicht einmal bestimmt, was gegeben werden soll; also begreife ich nicht — —"

„O! die Personen, für welche ich die Logen miethe, kümmert das aufzuführende Stück wenig."

„Dann begreife ich nicht, warum die Logen zwölf Tage vorher gemiethet werden, da diese Vorsicht

nicht einmal am Tage vor der Vorstellung nöthig gewesen, indem wir, unter den jetzigen Umständen, leider nur zu viele leere Plätze haben."

„Das Alles naht seinem Ende," versetzte geheimnißvoll der Miether der Logen, in der Meinung, daß er mit einem Anhänger der alten Regierung spreche.

Der Angestellte schüttelte ungläubig den Kopf.

„Den 14. dieses Monats, Nachmittags, sind unsre Leiden beendigt. Der Beweis ist, daß ich jetzt Logen für unsre Befreier miethe."

„Unsre Befreier!" wiederholte der Kommis. „Woher kommen sie denn?"

„Eine schöne Frage! — Von der Grenze; der König von Preußen, der Herzog von Braunschweig, die Grafen von Provence, Artois, der Prinz von Condé, der Herzog von Bourbon und Herr von Clairfait mit ihren respektiven Generalstäben werden den 14., zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, in Paris einrücken. Bis zur Mitte des nächsten Tags wird es genug Sansculotten zu hängen geben; allein um 6 Uhr ist Alles wieder beim Alten, und unsre Befreier werden nichts Besseres zu thun haben, als in die Oper zu gehen."

„Also, mein Herr," fuhr der royalistische Agent fort, indem er einen großen Sack Thaler erklingen ließ, „nehmen Sie mein Geld an und stellen mich zufrieden. Sie sehen, daß die Rächer des Throns in

klingender Münze bezahlen. Noch elf Tage, und die Assignaten werden nur noch dazu dienen, die Pfeifen der Oestreicher und Preußen anzubrennen."

Der Kommis der Oper war der Zukunft nicht gewiß genug, um die geringste Bemerkung über das eben Gehörte zu wagen; allein er versicherte, daß es noch am 15., früh, Zeit sei, die Logen für die angekündigten Befreier zu miethen.

„Uebrigens," fügte der Kommis mit boshaftem Lächeln hinzu, „wird man am 14. August so viele Patrioten hängen, daß den 15. Platz genug in der Oper sein wird."

Der Agent bereute jetzt etwas seine Voreiligkeit und entfernte sich ohne Widerrede.

Offenbar wiederholte der Kommis der Oper diese Anekdote, und man machte sich in allen Salons darüber lustig. Am Ende wurde aber die Direktion der Oper beschuldigt, den Preis für die Logen angenommen zu haben, und sie wußte sich nicht anders zu helfen, als das Publikum zu ersuchen, selbst ihre Bücher einzusehen, und 12,000 Livres, die beim Notar Girard in der Straße St. Honoré niedergelegt wurden, dem zu versprechen, der Beweise gegen sie finden könne.

Unterdessen wurde der Grund zur französischen Republik rasch gelegt, zu rasch, als daß die Nation hätte auf seine Dauer rechnen können. Noch war kein Monat nach Einsetzung des legislativen und zu-

gleich exekutiven Korps verflossen, als eine republikanische Aera beschlossen wurde. Die neue Wahl aller administrativen und richterlichen Behörden votirte man mit allgemeiner Akklamation; andere Dekrete verordneten, daß alle mit den Waffen in der Hand ergriffene Emigrirte innerhalb 24 Stunden zu tödten wären, daß der Militairorden vom heiligen Ludwig abgeschafft sei, und daß statt der Benennung Herr, oder Madame, der Titel Bürger und Bürgerin gebraucht werden solle.

Man ging so weit, selbst die herkömmlichsten Dinge, wie die Eintheilung der Zeit und die Benennung der Jahreszeiten, zu ändern, und dieser allgemeine Umsturz war ohne alle Diskussion beschlossen worden. Die einflußreichsten Mitglieder des Konvents waren über die Mittel einig, wenn auch nicht über ihre Absichten; Alles, was zum Zwecke hatte, ohne Rückkehr mit der Vergangenheit zu brechen, fand Beifall bei Robespierre, Danton, Marat, Collot d'Herbois, Cambon, Chabot, Lecointre, Jsnard, Lasource, Billaud-Varennes, Barrère, Couthon, Tallien, Barras, Carrier, Fouché, Merlin (de Douai), Thuriot, Bazire, Carnot, Vadier, Brissot, Vergniaud, Péthion, Gensonné, Guadet und einigen andern gewaltigen Rednern, die sich bei Eröffnung des Konvents der Tribune bemächtigt hatten und auf die Repräsentanten einen Einfluß übten, dessen sich diese nicht offen zu entledigen wagten; denn man sah schon, daß

der Schreck zu den rednerischen Hülfsmitteln dieser Partei gehöre, oder vielmehr dieser Anhäufung von Parteien, die jedoch für den Augenblick wenig verschieden waren.

Auch jener Prinz gehörte zum Nationalkonvent, der offenbar hatte König werden wollen, und noch diese Absicht hatte. Als republikanischer Deputirter befand er sich ziemlich weit vom geraden Wege zum Throne entfernt. Sah der unkluge Ehrgeizige nicht, daß ein Bourbon bei diesem Spiele jeden Augenblick den Kopf riskirte?

Das Glück schien unsre Waffen zu Anfange der Republik zu begünstigen. Die Preußen verließen ihre Hauptstellung, das Lager von Lune, in der Nacht vom 30. September zum 1. Oktober. Der General Dampierre hatte es mit einer Brigade besetzt gehabt. Eine Menge Soldaten hatte die Ruhr hier weggerafft, und man fand Alles voll todter Menschen und Pferde; die Abtritte waren voll Blut, und die Franzosen sahen sich genöthigt, diesen infeirten Ort zu verlassen, nachdem sie die Befestigungen ziemlich demolirt hatten.

Dumouriez benahm sich bei Gelegenheit der Auswechselung der Gefangnen sehr höflich gegen den König von Preußen. Er wußte nämlich, daß der Monarch keinen Kaffee habe, und ließ ihm daher durch den mit jenem Geschäft beauftragten Offizier zwölf Pfund überreichen. — „Ihr General ist sehr liebenswürdig,“ gab Seine Majestät zur Antwort; „sagen Sie ihm

meinen aufrichtigen Dank." — Der König machte dazu aber eine Miene, als wenn er dächte: „Er treibt seinen Spott mit mir, indem er für mein Dessert sorgt, während mir seine Armee keine Zeit dazu läßt."

Unterdessen hob der Herzog von Sachsen-Teschen die Belagerung von Lille auf, das seit zehn Tagen bombardirt worden war und sich heldenmüthig vertheidigt hatte. Seine Bewohner, meist gute Schützen, brachten den Tag auf den Wällen hin und schossen nach östreichischen Köpfen; die Frauen trugen Munition in die Batterien, sorgten für die Verwundeten, bildeten bei den von den feindlichen Geschossen angestifteten Feuersbrünsten Reihen zu den Wasserbehältern und reichten die Eimer zu, und Alles unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" In Paris sang man nur den Ruhm der tapfern Bewohner von Lille, in dem 100,000 feindliche Geschosse 700 Häuser in Aschenhaufen verwandelt hatten. Aber die Bürger lagerten auf den öffentlichen Plätzen und sangen und tranken zu Ehren der Freiheit und Republik. Solchen Enthusiasmus kennen nur Revolutionen.

Die Preußen räumten um dieselbe Zeit Longwy und Verdun; der General Custines nahm Mainz; Montesquiou besetzte Chambery, Anselme aber Nizza und Villefranche, kurz, von Süden bis Norden war das Gebiet der Republik von den Fremden geräumt. Eine Gesellschaft Emigrirter, darunter der Graf von

Provence und eine hübsche Auswahl von Komtessen und Marquisinnen, hatte sich in Verdun versammelt, ohne Zweifel um an den Huldigungen Theil zu nehmen, welche die dortigen Einwohner den Siegern darbrachten. Während dieser Generalstab der Toilette auf dem Boden weilte, der noch von des Helden Beaurepaire Blut rauchte, gab es nur Feste und Koncerte. Der Marsch nach Paris sollte bloß ein militärischer Spaziergang werden, wie sie Ludwig XIV. machte, wo die Schönheit allein ihrer Waffen bedurfte. Ein Longchamp von vierzig Stunden, eine Arena der Eleganz und angenehmen Manieren; — wie allerliebst!

Wie groß war daher die Verzweiflung der gestrengen Herrn, als zu Verdun der eilige Rückzug der Preußen bekannt wurde. Die Zukunft umdüsterte sich plötzlich, man mußte an die Flucht denken, und hatte kaum Zeit, wieder einzupacken. Monsieur verließ die Stadt so eilig, daß er sein Portefeuille vergaß, welches eine Menge liebenswürdiger Emigrantinnen nicht kompromittirte, weil sie schon lange kompromittirt waren, — aber unwiderlegliche Beweise des Einverständnisses Ludwigs XVI. mit seinen Brüdern und den fremden Souverains lieferte.

Dumouriez, der, wie er sagte, den Rückzug der Preußen durch seine Manöver bewirkt hatte, und der als einer der Befreier des Vaterlandes betrachtet wurde,

kam nach Paris, um die Glückwünsche seiner Mitbürger in Empfang zu nehmen.

Madame Roland versichert in ihren Memoiren, der General sei etwas verdrießlich darüber gewesen, ihren Gatten im Ministerium zu finden, nachdem er ihn im Juni daraus vertrieben. Auf Dumouriez diese Schuld zu laden, scheint mir zu voreilig; aber gewiß ist, daß der General sehr verlegen war, als er sich zum ersten Male im Salon der Madame Roland vorstellte, wie ich vom Deputirten Frecine weiß, der an jenem Abende bei dem Minister war.

„Dumouriez," erzählte er mir, „hielt einen ungeheuren Blumenstrauß in der Hand, der ziemlich grotesk mit seinem großen Schnurrbarte und übrigen militärischen Kostüme kontrastirte. Er näherte sich der Frau vom Hause und überreichte ihr sein duftendes Geschenk ziemlich linkisch, was jedenfalls von seiner Verlegenheit herkam; denn Niemand war weniger linkisch, als Dumouriez."

„Schöne Frau," begann der General, nach Kräften lächelnd, „ich bin entzückt, Sie hier zu finden, und nie konnte das Glück in seinen Launen mir eine angenehmere Ueberraschung bereiten."

„Und eine unvermuthetere," erwiderte die Roland, eben so aufrichtig lächelnd, wie der General. — „Von allen Launen des Glücks scheint Ihnen vielleicht die Rückkehr Roland's zu den Geschäften nicht die angenehmste?"

„Könnten Sie an meiner Aufrichtigkeit zweifeln?“

„Keineswegs, und in jedem Falle kann ich mich nur mit Stolz mit den Blumen schmücken, die mir der Besieger der Preußen zum Geschenk macht.“

Dumouriez antwortete hierauf mit einer tiefen Verbeugung, drehte sich um und mischte sich unter die Gesellschaft.

Dieser General wußte zu gut die Einflüsse des Augenblicks zu beurtheilen, um zu vernachlässigen, sich in den Jakobinerklub zu begeben, den Nationalkonvent des Abends, der nicht weniger Ansehen hatte, als der andere. Danton war damals Präsident davon. Dieser Mann von einer Energie ohne Gleichen hatte die Bewunderung des Volks erworben, und, wie ich hier erkläre, Frankreich gerettet. Er allein vielleicht verlor den Muth nicht, als die Preußen bis Châlons gekommen waren, und widersprach der Versetzung der Nationalversammlung und der Gefangnen des Tempels hinter die Loire, eine Maßregel, welche den Muth der Pariser geschwächt und die Thore ihrer Stadt dem Feinde geöffnet haben würde.

Die erwähnte schnelle Entwickelung der nationalen Hülfsmittel und überhaupt jenen Enthusiasmus des Volks, dessen heilsames Resultat sich kaum erwarten ließ, verdankte man einzig Danton. Ohne Zweifel wird die Nachwelt in ihm den Urheber der Metzeleien des Septembers verdammen, weil zu vieles Blutvergießen die dringenden Bedürfnisse jener Zeit

in der jetzigen in Schatten gestellt; allein die Ehre, Frankreich vor den Verheißungen des Herzogs von Braunschweig bewahrt zu haben, wird sie ihm nicht nehmen.

Danton präsidirte also, wie erwähnt, den Jakobinerklub, als Dumouriez sich dort vorstellte, und begann, nachdem man dem General die Ehren der Sitzung bewilligt:

„Bürger General, eine große Laufbahn öffnet sich vor Ihnen. Möchte die Pike des Volks das Zepter der Könige zerbrechen, und möchten vor der rothen Mütze, womit die Gesellschaft Sie beehrt, die Kronen fallen.“ — Ein anderer Redner, Collot d'Herbois, glaubte einen seltsamen Zusatz zu den Worten des Präsidenten machen zu müssen, und ich kann nicht umhin, diese oratorische Wendung zu erwähnen, die den im Jakobinerklub herrschenden Ton charakterisirt. „General,“ rief Collot, immer noch Komödiant, obgleich Deputirter, „Du wirst Brüssel erobern, wo sich meine Frau befindet. Küsse sie.“ Einige Wochen nachher nahm Dumouriez Brüssel; allein er vergaß Collot's Auftrag zu erfüllen oder kümmerte sich nicht darum.

Als der General an diesem Abend wieder nach Hause kam, fand er einen Brief mit der Ueberschrift: „Der Redner der Sanskulotten und des Menschengeschlechts dem Generale der Sanskulotten.“ — Das Schreiben war lang, und ich will hier nur den Hauptinhalt erwähnen. Anacharsis Clootz, den man ohne

Zweifel erkannt haben wird, suchte Dumouriez von der Nothwendigkeit zu überzeugen, die verschiedenen Parteien zu dem gemeinschaftlichen Zwecke der Befestigung der Republik zu vereinigen. Der Redner des Menschengeschlechts schloß mit den Worten: „Mit bürgerlicher Zwietracht ist an kein Nationalglück zu denken; Rom ging unter, weil es die Werkzeuge seines eignen Ruhms untergruben. Ahmen wir der ewigen Stadt nur in ihren Triumphen nach.“

Dumouriez überschrieb seine Antwort: „Der General der Sanskulotten dem Redner der Sanskulotten.“

„Die Waffen der französischen Republik haben über die äußern Feinde triumphirt; möchten wir künftig keine innern mehr haben. Jeder bürgerliche Zwiespalt muß schnell beseitigt und künftig nur auf Sachen, nicht auf Personen gesehen werden. Der Liebe zum Vaterlande und dem allgemeinen Wohle muß jedes Privatinteresse, jede Regung von Privatrache weichen. Unser Ziel ist die allgemeine Republik, indem wir den Völkern das Glück und die Wohlfahrt der französischen Republik zeigen, die Früchte der Weisheit einer guten Regierung, wo die verschiedenen Gewalten streng gesondert und mit Kraft wirken.“

„Fahre fort in Deinem edlen Bestreben, Redner des Menschengeschlechts; donnere gegen die Vorurtheile und den Fanatismus; erleuchte die schwachen Sterblichen, und mache sie gefühlvoll und tugendhaft.

Möge brüderliche Gemeinschaft der Reiz unsres Daseins und das Band werden, das alle Herzen umschlingt. — Das ist die sanfte Philosophie der Natur; warum doch muß sie mit Kanonen und Bayonnetten begründet und vertheidigt werden!"

Fiele jetzt eine solche Korrespondenz Herrn Jules Janin in die Hände, wie würde er die Leser seines Blattes mit diesen schwülstigen Deklamationen ergötzen und wie würden die scharfen Zähne seiner Kritik dieses Pathos zerfleischen, das unsre guten Väter in der Aufrichtigkeit ihres Patriotismus bewunderten. Der Brief von Cloots und die Antwort des Generals, die in unsrer allgemein litterarischen Zeit Stoff zu Epigrammen und Vaudevilles geben würden, wurden von den Besuchern der Cafe's Foy und Zopi bewundert, und nahmen sogar die Aufmerksamkeit der hungerigen Gäste von Meot in Anspruch. — Allerdings fehlte, wird die Zeit berücksichtigt, jenen Briefen nur eine Kleinigkeit, nämlich — daß sie aufrichtig gemeint waren.

In den ersten Tagen des Oktobers kamen zu Paris Briefe vom französischen Gesandten in Konstantinopel an, welche meldeten, wie der Großherr die Nachricht von Errichtung der französischen Republik aufgenommen. Mein Vater sandte uns eine Kopie von diesen Briefen, welche sehr weitläufig waren, nach London, und ich bin dadurch in Stand gesetzt, die Sache, so zu sagen, dramatisch darzustellen.

Der Herr der Gläubigen befindet sich in seinem Serail, hat gespeist, verdaut gut, raucht seinen Rosentabak und liegt nachlässig auf einer Ottomane ausgestreckt. Der Großvezier tritt mit dem Gesandten der Republik ein. Der Sultan läßt sich nicht stören; denn der Großvezier ist sein erster Sklave, und der Gesandte einstweilen nur ein Christenhund, den er jedoch in einer vorhergehenden Audienz seiner besondern Achtung versichert hat. Ich überhebe mich der Dazwischenkunft des Dollmetschers und berichte direkt.

„Großer Sultan," begann der Botschafter, „die königliche Würde ist in Frankreich abgeschafft."

„Was sagen Sie?"

„Die Franzosen haben ihren König wegen seiner Treulosigkeit am 21. September abgesetzt, und regieren sich jetzt selbst."

„Und Ludwig XVI.," erwiderte der Sultan, hastig den Dampf aus seinem Munde blasend, „der schwache Ludwig hat nicht jedem ihrer Deputirten die seidene Schnur geschickt?"

„Nein. Die östreichischen und preußischen Generale wollten uns zwar Alle hängen lassen; allein sie mußten schnell wieder umkehren. Dem Könige selbst fehlte es zwar nicht an gutem Willen dazu; allein es wollte sich Niemand des Auftrags unterziehen."

„Möglich," versetzte der Sultan, und blies mit mehr Ruhe den Dampf von sich. „Jetzt giebt es

also ein Volk in Frankreich; die Unterthanen, die sich zum Volke gemacht, sind schwer zu regieren."

„Der Nationalkonvent hat mich beauftragt, Ihnen diese wichtige Veränderung zu notificiren."

„Was ist der Nationalkonvent?"

„Eine Regierung von etwa 700 Personen."

„Wenn jede derselben nur eine gute Idee hat, so ist Ihr Land sehr gut regiert; findet aber nur bei der Hälfte das Gegentheil statt, so haben Sie eine schlechte Regierung. Uebrigens sehe ich in dem Allen nichts, was meine freundschaftlichen Verhältnisse zu Frankreich stören könnte; im Gegentheil danke ich dem Propheten dafür; Ihre Republik wird wenigstens keine Erzherzogin von Oestreich heirathen."

Mein Vater hatte am Rande der Kopie bemerkt: „Diese Aeußerung scheint mir zu französisch, um türkisch zu sein."

Unter allen Festen, die man Dumouriez zu Paris gab, zeichnete sich das des Fräulein Candeille, einer Schauspielerin des Théâtre Français, sowohl durch seine Pracht, als durch eine seltsame Episode aus. Talma war einer der Anordner dieses Festes, wo man nur Edles und Geschmackvolles bemerkte. David, der andere Anordner, hatte es antik eingerichtet wissen wollen; allein Talma machte ihm bemerklich, daß die Art, wie die Griechen und Römer getanzt, fast ganz unbekannt sei, und daß außerdem unsere schönen Pa-

riserinnen bei dem Banket, welches das Fest beschließen sollte, liegend sehr übel verdauen würden. David gab diesem Scherze nach, und die antiken Formen zierten für jetzt nur den Rand des Programmes. Vier Jahre später waren sie in unsern Salons allgemein.

Inmitten des Festes wurde Dumouriez gemeldet, eine Deputation der Jakobiner wünsche ihn zu sprechen. Der General meinte, sie solle hereinkommen, nachdem er zuvor Fräulein Candeille um Erlaubniß gefragt.

Sofort näherten sich die Deputirten Marat, Bentabole und Montaut, deren düsteres Aeußere von der allgemeinen Lustigkeit sehr abstach.

„Wir kommen," begann Marat zornigen Blicks, „von Dir im Namen des Volks, Deines Souverains, Rechenschaft zu fordern wegen der Gewaltthätigkeit, die Du Dir gegen achtbare Bürger des Bataillons von Paris erlaubt."

„Sie sind Marat," erwiederte Dumouriez, den Deputirten mit verächtlichem Blick messend.

„Die guten Bürger reden sich mit „Du" an," unterbrach Marat hastig den General.

„Das Du ist ein Zeichen der Freundschaft," erwiederte trocken Dumouriez. „Ich liebe Sie nicht, und habe übrigens nichts mit Ihnen zu reden." Dann fügte der General, zu den beiden andern Deputirten gewendet, hinzu: „Obgleich im Ballsaal ein ziemlich unpassender Ort zu dergleichen Erörterungen ist,

und ich Ihnen nicht das Recht zugestehe, mich zur Rechenschaft zu ziehen, so will ich Ihnen doch genügen."

„Die achtbaren Bürger, die Sie eben gegen mich erwähnt, haben zu Rethel vier gefangene Emigrirte ermordet, und dadurch nicht allein das Völkerrecht, sondern auch unsere Gesetze frech verletzt. Das Dekret vom 9. Oktober verordnet allerdings, daß die mit den Waffen in der Hand gefangenen Emigrirten getödtet werden sollen; allein nicht eher, bis eine Kommission von fünf, aus dem Generalstabe der Armee gewählten Mitgliedern untersucht hat, daß es wirklich Emigrirte sind, und daß sie gegen Frankreich gedient haben. In dem betreffenden Falle war nichts der Art geschehen, und man weiß jetzt noch nicht," rief Dumouriez mit verstärkter Stimme, „ob die vier Ermordeten wirklich zur Emigration gehörten, oder nicht. Ich habe also dem General Beurnonville befohlen, das Bataillon der Föderirten, das die Mörder enthielt, zu entwaffnen, dessen Fahne an die Sektion zurückzuschicken, die sie ihm geschenkt, und ihnen dann zu verzeihen, wenn er es für gut halte."

„Die Föderirten haben sich auf die Kniee geworfen, vierzig Schuldige ausgeliefert, und sind bei der Armee geblieben, wo sie sich jetzt sehr gut aufführen."

„Die Andern sind fortgeschickt worden, und nach Paris gekommen, um sich zu beklagen. Einer von ihnen, Namens Pulloy, gehört zum Jakobinerklub;

man hat ihm aufs Wort geglaubt, und der angebliche Volksfreund, der jeden Morgen das Publikum durch sein schmutziges Journal täuscht, hat diese Gelegenheit benutzt, um seine Feindschaft gegen mich laut werden zu lassen."

„Das ist die Wahrheit, Bürger, die ich blos mitgetheilt habe, um sie zur Kenntniß der ehrenwerthen Gesellschaft zu bringen, die hier versammelt ist, und aus keinem andern Grunde. — Bürgerin Candeille," fuhr der General mit dem lebhaftesten und zugleich überraschendsten Uebergange des Tons fort, „ich habe die Ehre, Sie zu erinnern, daß Sie mir für den nächsten Contretanz Ihre Hand versprochen haben."

Die Deputirten der Jakobiner entfernten sich beschämt; allein in der Folge wird man sehn, daß die Jakobiner diese Demüthigung ihrer Deputirten nicht vergaßen. Marat dachte seitdem auf Rache, und der Grund dazu wurde noch auf eine besondere Art vermehrt.

Kurz nach dem Ball bei der Candeille begegnete der Volksfreund auf dem Pont-Neuf dem Obersten Westermann, der den Sturm auf die Tuillerien, am 10. August, meistens geleitet hatte, und der jetzt zu Dumouriez's Armee gehörte. Marat hatte in seinem Journale gesagt, daß Westermann bei der Armee das hauptsächlichste Werkzeug der Betrügereien seines Generals sei: Der Oberst suchte lange den Urheber dieser Verläumdung, und ohne ihn je gesehen zu haben,

erkannte er ihn an der Häßlichkeit, worin nur Wenige mit ihm verglichen werden konnten. Nachdem er sich jedoch Gewißheit verschafft, daß er wirklich den nur zu bekannten Marat vor sich habe, ertheilte er ihm eine Tracht der kräftigsten Stockschläge. Westermann war sechs Fuß groß, und von verhältnißmäßiger Korpulenz; man wird es also sehr natürlich finden, daß sich unter den Vorübergehenden kein Ritter fand, der den Deputirten zu vertheidigen Lust hatte. Bemerkt muß werden, daß Marat, trotz seiner cynischen Popularität, nicht beliebt war; man wußte fast allgemein, daß er sich vor dem 10. August an den Hof verkauft hatte.

Dennoch tadelte Dumouriez sehr dies Benehmen Westermann's gegen einen Deputirten, indem er ihm bemerklich machte, daß dergleichen die Armee in der Meinung der Bürger herabsetzen könne.

„Mein General," versetzte Westermann, „ich kann versichern, daß man uns im Kriegsministerium nicht das Beispiel der angenehmen Manieren und der Urbanität giebt. Gestern war ich in den Bureaux, und fand dort das vollständigste Quodlibet. Seit der Bürger Pache an Servan's Stelle gekommen ist, weiß man nicht mehr, an wen man sich wenden soll, um schnell abgefertigt zu werden. Die Bureaux sind eben so viele Klubs, wo man in der rothen Mütze arbeitet, und alle Welt Du nennt, selbst den Minister. Pache affektirt den gröbsten Cynismus; ich habe ihn

in Weste, Pantoffeln und ohne Halsbinde, bei welcher Gelegenheit sich ein sehr schmutziger Hemdekragen zeigte, Generalen Audienz geben sehen. Seine Töchter durcheilten die Volksgesellschaften von Paris, mischten sich unter die Trinker in den Schenken, und verlangten den Kopf Ludwigs XVI. Man verletzte zwar den Anstand nicht gegen sie; allein weniger, weil sie dem Kriegsminister angehörten, als wegen ihrer ausnehmenden Häßlichkeit."

„Das Departement des Kriegs ist eine Zwitterverwaltung; die obern Beamten haben dort ihre Frauen, oder Maitressen mit angebracht, um die Besoldung zu verdoppeln. Sie sehen in den dortigen Bureaux Angestellte mit wattirten Westen und ausgestopften Hüften, um das Geschlecht zu verbergen. Alles das spricht, singt, fraternisirt, und arbeitet nicht, außer wenn's gilt zu essen und zu trinken; Wurst und Schinken sind dort in Permanenz. Sie sehen also, mein General, daß unsre Armeen drollig administrirt werden, und daß uns in keinem Falle die Beispiele von dorther kommen können."

Dumouriez verließ mit seinen Offizieren Paris gegen Ende Oktobers. Unmittelbar nach der Rückkehr des Generals zur Armee begann der belgische Feldzug, und den 24. hatten die französischen Vorposten dieselbe Stellung bei Quivérain inne, wo Biron die Feindseligkeiten so unglücklich eröffnet hatte.

Ein auf Antrag von Garnier de Saintes gege-

benes, strenges Gesetz ging dieser militärischen Bewegung voraus. Mittelst Dekrets des Nationalkonvents vom 23. Oktober wurden nämlich die Emigrirten für immer vom französischen Boden verbannt, und alle, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts, die es versuchen würden, nach Frankreich zurückzukehren, mit dem Tode bedroht. Diese Maßregel ließ sich durch die Umstände rechtfertigen; im Augenblicke nämlich, wo die Nation definitiv mit der Monarchie brach, wurde es zur Ausführung des angenommenen Systems nothwendig, daß strenge Gesetze den Intriguen ein Ende zu machen suchten; welche die Emigrirten theils mit ehemaligen Untergebenen, theils mit den Rebellen der Vendée noch immer unterhielten.

Die Emigrirten zählten mit Recht die Vendée zu ihren ersten Mitteln, ihre Absichten auszuführen; seit dem September hielt eine starke Anzahl Insurgenten den Distrikt von Châtillon (im Departement Deux-Sèvres) besetzt, wo ihr Fanatismus von den widerspenstigen Priestern unterhalten und genährt wurde. Man hatte sie überredet, daß sie mit geweihten Waffen, Kreuzen, Skapulieren u. s. w. die Sanskulotten besiegen würden, und keine Kugeln zu fürchten brauchten, so wie daß die, welche wegen ihrer Sünden den Tod fänden, am dritten Tage wieder aufleben würden.

Wie aber ließ sich erklären, warum der Justizminister Garat vor dem Nationalkonvent die Septem-

bergräuel an demselben 23. Oktober zu rechtfertigen suchte? Alle Welt schrieb sie der Insurrektion zu, die oft nützlich, nie aber gesetzlich ist, sonst müßten alle unsere Gesetzbücher verbrannt und wir unter jenem natürlichen Gesetz bleiben; der Minister beging also eine große Albernheit, darüber etwas erklären zu wollen.

Beim Toben politischer Stürme verstummen die Musen, zumal die, welche sich mit sanften Empfindungen nähren. Demnach gab es wenig dramatische Neuigkeiten, als der Grund zur Republik gelegt wurde. Dennoch wurden auf dem Theater der Straße Feydeau zwei neue Opern von Demoustier, unmittelbar nach einander gegeben, nämlich: „Le Paria und la Chaumière Indienne.“ Die letztere Oper war die Fortsetzung der ersteren. Die nobeln und so philosophischen Ideen des Romans waren hier durch eine Liebesintrigue, etwa in der so zu sagen geistreich faden Manier des Verfassers der Briefe an Emilien, ziemlich schlecht ersetzt. Als Casimir Delavigne später seine Tragödie „der Paria“, schrieb, war er mehr von den Schönheiten eines solchen Modells durchdrungen.

Gavaux, Schauspieler desselben Theaters, hatte die Musik zu den beiden Opern geliefert. Man tadelte, daß er sein Orchester mit ungeordneten Details überladen und ohne merkliche Intention complicirt habe, sowie, daß es den Melodien oft an bestimmter Begrenzung und durchgehender Verarbeitung fehle. We-

niger waren diese Mängel in der Komposition der „Deux Suisses“ zu bemerken.

Madame Scio und Herr Gavaux wurden in beiden Stücken lebhaft applaudirt.

Eine kleine Oper von Sedaine, Basile betitelt, die am 22. Oktober im italienischen Theater gegeben wurde, würde ich mit Stillschweigen übergehen, hätte nicht Grétry die Musik dazu geliefert, was sie auf einige Zeit vor der Vergessenheit bewahrte. Die unter dem Namen der Hochzeit des Gamache bekannte Episode aus „Don Quixote“ lag der Oper zum Grunde, nur daß Sedaine statt des Ritters einen armen, aber sehr stolzen Edelmann eingeführt hatte, der das Handwerk eines Barbiers trieb und mit dem Degen an der Seite rasirte. Das Publikum fühlte diese Anspielung auf die Industrie der Emigrirten und applaudirte. Die Musik war anmuthig, wie Alles von Grétry, und reich an Melodie, allein zu mager an Orchester oder Instrumentation.

Diese theatralischen Produkte beschäftigten aber das Publikum zu Anfange Novembers nur wenig, indem vor der Nationalversammlung ein ungeheures Drama eröffnet wurde. Louvet, der Verfasser des Faublas, ein eben so anmuthiger Romanschreiber als kräftiger Deputirter, warf im Namen der Gironde den ersten Brand ins Lager der Jakobiner. Er beschuldigte nämlich Robespierre, nach der Diktatur zu streben, und zwar mittelst der blutigen Sophismen Ma-

rat's und hauptsächlich mit Hülfe der Banditen, seiner Gardes du korps, wie Louvet sagte, die, mit großen Stockdegen bewaffnet, ihn stets eskortirten und alle ihm feindliche Deputirte bedrohten. Louvet schloß so:

„Robespierre, ich klage Dich an, seit lange die aufrichtigsten Patrioten verläumdet, die Deputirten der Nation und ihre Autorität herabgesetzt, und Erstere verfolgt zu haben. Ich klage Dich an, daß Du Dich zu einem Gegenstande der Verehrung gemacht, und geduldet hast, daß man in Deiner Gegenwart geäußert, Du wärst allein tugendhaft und fähig, das Vaterland zu retten. Ich klage Dich an, durch alle mögliche Intriguen die Wahlversammlung des Departements von Paris tyrannisirt zu haben. Endlich gebe ich Dir Schuld, offen nach der höchsten Gewalt zu streben, was die nur erwähnten Thatsachen und Dein ganzes Benehmen beweisen, die Dich lauter verklagen, als ich es kann."

Rebecqui und Barbaroux unterstützten diesen Antrag. „Die Partei, welche nach der Diktatur strebt," rief Ersterer, „ist offenbar die Robespierre's. Wir wußten das zu Marseille, und sind deshalb hierher gekommen, um diese Ränke zu vereiteln." — „Ich unterschreibe die Anklage gegen Robespierre," begann Barbaroux. „Wir waren vor und nach dem 10. August zu Paris; man beschied uns zu Robespierre, sagte uns, ihm, als dem Populärsten, müßten wir

uns anschließen, und der Bürger Panis bezeichnete ihn namentlich zum Diktator."

Robespierre's Vertheidigung war lang, aber ungeschickt; seine Rede von ermüdender Weitläuftigkeit, überzeugte nur seine Freunde. Indeß schien er zu triumphiren, wozu ein ausgewähltes Publikum auf den Gallerien mit beitrug und deren tumultuarische Akklamationen erlangten den Uebergang zur Tagesordnung.

So begann der Kampf zwischen den beiden großen Parteien im Nationalkonvent, den Jakobinern und der Gironde, der sich mit Ausrottung der letztern endigte.

In Bezug auf Robespierre's Anklage will ich hier Einiges mittheilen, was etwas Licht über die noch wenig klaren Pläne dieses berüchtigten Mannes verbreiten kann. Weder er, noch sein Genosse Marat wirkten am 10. August mit, und fast zu derselben Zeit waren des Letzteren Diatriben ans Schloß verkauft. Bei den Metzeleien im September verschwanden Beide abermals, und wie sie im August den Hof geschont, schonten sie jetzt dessen Anhänger. Louvet sprach in seiner Anklage von geheimnißvollen Diebereien, was sich offenbar auf die Beraubung des Garde-Meuble und die Räubereien bezog, welche kurz vorher in den Straßen stattfanden. Ein Theil der Diamanten fand sich in London bei Royalisten wieder, und jenen andern Theil davon, der in den Händen eines

ehemaligen Beamten der Krone gewesen, erhielt bekanntlich 1814 ein Minister Ludwigs XVIII. Um nun eine Art von Zusammenhang in das Ganze zu bringen, erwähne ich, daß Ludwig XVIII. der Schwester Robespierre's eine Pension aus seinem Schatze zahlen ließ. Ebenso bewilligte er dem Terroristen Panis eine Pension, demselben, der 1792 Robespierre zum Diktator vorschlug.

Den Kommentar hierzu mögen Andere geben; meine Ansicht steht fest, obgleich ich sie Niemand aufzwingen will.

Zwei große Ereignisse machten bei dem Streite der Jakobiner und Girondisten eine Diversion; nämlich der Sieg bei Jemappes, den man am 6. erfuhr, und der Prozeß Ludwigs XVI. Valazé de l'Orne und Mailhe von der obern Garonne waren des Königs erste Ankläger.

Was sich auf den Prozeß Ludwigs XVI. bezieht, werde ich zu Anfange von 1793 zusammen mittheilen. Jetzt kehre ich zum Siege bei Jemappes zurück, der theuer erkauft war, indem Dumouriez gewöhnliche Feldherrnklugheit bei Seite setzte, und den Sieg mit Aufopferung vieler braven Soldaten erzwang. Dieser Feldherr, begierig nach einem Ruhme, dessen Grund und Anwendung später verdächtigt wurden, gab in dieser Schlacht das erste Beispiel einer Verschwendung von Blut, welches in den Kriegen der Revolution und des Kaiserreichs nur zu sehr nachge-

ahmt wurde. Dumouriez sah zu Jemappes nur ein großes Resultat vor sich, und wirklich überlieferte ihm der Erfolg dieses Tags Belgien.

Der General Egalité, jetzt König der Franzosen, kommandirte zu Jemappes eine Division des Centrums. Folgendes erwähnt Dumouriez von ihm in seinem Bericht: „Die Generale Beurnonville und Egalité schlugen mir schon längst vor, die Feinde mit dem Bayonnette anzugreifen.... Das Centrum lief Gefahr.... Ich sandte also den General Egalité dahin, der durch seine besonnene Tapferkeit sehr schnell die Kolonnen wieder sammelte und sie zur zweiten Linie der Verschanzungen führte. Alle Generale und hauptsächlich der General Egalité haben in Leitung der Truppen die größte Umsicht bewiesen."

Ich glaube nicht das Geringste aus Dumouriez Bericht weggelassen zu haben, was den sogenannten General Egalité angeht, und denke für einen durch das königliche Veto wider das Gesetz, welches die kaiserlichen Beförderungen von 1815 bestätigte, doppelt benachtheiligten Offizier gewissenhaft genug gewesen zu sein.

Der Sieg bei Jemappes wurde in ganz Frankreich mit hoher patriotischer Begeisterung gefeiert, und der Nationalkonvent dekretirte, „Dumouriez habe sich ums Vaterland wohlverdient gemacht." Die Freudenfeste waren noch nicht vorüber, als man den Einzug

der französischen Armee in Brüssel erfuhr, was natürlich ein Grund mehr wurde, zu jubeln.

Bei dieser Gelegenheit ließ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrun, seine neugeborne Tochter bei der Municipalität unter folgenden Namen einschreiben: Civilis Victoire Jemappes Dumouriez Lebrun. — Zuverlässig liebte der Minister den Scherz.

Wie erwähnt, feierten auch die Theater den Triumph unsrer Waffen; allein ich ehre das Andenken des guten Dugazon zu sehr, um ihm den Possen zu spielen, das Stück zu analysiren, das er im November auf dem französischen Theater spielen ließ, welches seit dem 21. September den Namen eines Theaters der Republik angenommen hatte. Alles, was ich sagen kann, ist, daß jenes Stück den Titel führte: **L'Emigrante, ou le père jacobin.**

Glücklicher war eine kleine Oper von Picard, betitelt: **L'Enlèvement des Sabines**, auf dem Theater Feydeau. Die Entführung der Sabinerinnen ist in der Geschichte ein sehr ernstes Ereigniß; allein der junge Schriftsteller, dem man schon die komische Oper: „**Les Visitandines**", verdankte, hatte das Verbrechen der Entführer sehr lustig aufgefaßt. Die Römer haben eben ihre Stadt gebaut; sie besitzen schon Weinberge und Wein, aber keine Weiber, und das macht ihnen große Sorgen. Die Sabiner, denen es nicht an Weibern fehlt, haben dagegen keinen

Wein, woraus eine Annäherung der beiden benachbarten Nationen entsteht. Ein alter Sabiner, bei dem die Jahre den Durst nach Wein vermehrt und den Geschmack an den Weibern vermindert hatten, schlägt einen Tausch vor, den Romulus annehmlich findet, worein aber Tatius nicht willigt. Unterdessen werden die Sabiner und Sabinerinnen von den Römern zu einem Feste eingeladen und kommen ohne Mißtrauen. Man berauscht die Nachbarn mit Wein und die Nachbarinnen mit Liebe. Die Sabiner schlafen ein; die Sabinerinnen bleiben aber sehr munter, was große Inkonvenienzen zur Folge hat. Wenigstens gab dies Picard in seinem Stück zu verstehen.

Man schläft aber nicht immer; die Sabiner erwachen, errathen, was vorgegangen ist, und man schlägt sich im Theater Feydeau, wie in der Geschichte. Die Sabinerinnen sind aber schon ziemlich die Verbündeten der Römer, und werfen sich zwischen die Streitenden. Alles wird ausgeglichen, und die Zuschauer, welche ein kleines, ziemlich lustiges, aber sehr geistreiches Vaudeville gesehen haben, entfernen sich mit dem Refrain des Finale: „Halbgelungen.“

Das große Wort „Propagande“ war 1792 noch nicht bekannt. Erst in einer spätern Zeit wurde dies üblich, wo wir nichts mehr von nationaler Unabhängigkeit und Freiheit zu verpflanzen hatten. Fehlte aber auch dieses Wort, so kannte man doch damals recht gut dessen Sinn. Ein Dekret des National-

konvents vom 19. November versprach nämlich Hülfe und Schutz allen Völkern, welche das monarchische Joch abschütteln wollten. — Diese Maßregel blieb damals ohne Resultat; denn die Revolutionen werden nur durch den Despotismus der Regierungen veranlaßt, und nicht durch den Rath einer benachbarten Nation. Treibt eine bewaffnete Invasion die Völker zum Aufstande, so nehmen sie nach Entfernung der Sieger die Fesseln wieder an, deren Gewicht die Gewohnheit ihnen vergessen ließ. Ein Beispiel giebt Italien; vergebens besäeten wir diesen Boden mit Republiken, der nur fruchtbar an Despotismus war.

Während dem wurde der bekannte eiserne Schrank in den Tuilerien entdeckt, aus dem so viele für Ludwig XVI. verhängnißvolle Aktenstücke hervorgehen sollten. Dieser Schrank war in die Mauer gearbeitet, hinter Tapeten verborgen und mit einer eisernen Thür verschlossen. Der Arbeiter, welcher dies Versteck gemacht hatte, zeigte es dem Minister Roland an, der auf der Stelle die darin enthaltenen Papiere in zwei Servietten packte und sie der Nationalversammlung übergab.

Diese Entdeckung, deren Wichtigkeit die Jakobiner übertrieben, beschäftigte noch ganz Frankreich, als man erfuhr, daß Stanislaus Poniatowski, dem die Kaiserin Katharine II. für einige ihren Reizen dargebrachte Huldigungen den polnischen Thron gegeben, von derselben Monarchin seiner Krone wieder beraubt

werden war. Die nordische Semiramis wollte zu Warschau einen unterwürfigen König haben, nicht einen Fürsten, der an den Ruhm seines Landes dachte. Bald darauf theilten Rußland, Oestreich und Preußen Polen, und Frankreich konnte darin sein eignes Schicksal sehen, wenn „die Rächer Ludwigs" siegten. Das Benehmen des Kaisers von Oestreich ließ hierüber keinen Zweifel übrig; denn er verwendete auf Herstellung der Werke der eroberten Plätze Millionen, und ließ das kaiserliche Wappen an allen Thoren befestigen. Außerdem erhielten diese Festen nicht Emigrirte zu Kommandanten, wie man hätte denken sollen, sondern östreichische Offiziere, und man sprach dort Recht in des Kaisers Namen.

Allein 1792 hatte seine Majestät nicht nöthig, sich in dieser Beziehung zu bemühen; denn die französischen Armeen waren überall siegreich. Durch ein Dekret vom 27. November wurde Savoyen mit Frankreich vereinigt und bildete zwei Departements; das von Leman mit der Hauptstadt Genf, und das von Montblanc mit der Hauptstadt Chambéry. Noch vor Ende desselben Monats fielen Antwerpen, Namur und Gent in die Gewalt der republikanischen Truppen.

Die Revolutionen setzen in ihrem Laufe nicht selten die Schande an die Stelle des Ruhms; am 10. December trug ein zahlreicher Volkshaufen in Paris das Bild Mirabeau's umher, das insultirt, mit

Koth geworfen, in die Gossen getaucht, auf dem Grèveplatze unter wildem Gelächter gehenkt und endlich in eine Schleuße geworfen wurde.

Zu derselben Zeit richtete man eine Art Anklage gegen Talleyrand-Périgord, der sich noch immer in London aufhielt. Dieser Diplomat konnte es nicht über sich gewinnen, zu Gunsten eines gefangnen Monarchen ganz mit einer Republik zu brechen, die mächtig zu werden anfing. Für einen großen Politiker wäre das eine schlechte Spekulation gewesen. Indeß hielt er es doch für klüger, sich aus der Ferne zu rechtfertigen, und wahrscheinlich hatte er in Folge dieser Ansicht, um die Mitte Septembers, etwas eilig Paris verlassen, um nach England zurückzukehren.

Talleyrand wurde weder losgesprochen, noch verurtheilt; man ließ seine Unschuld oder seinen Verrath unentschieden, sowie er selbst sich noch für keine Ordnung der Dinge entschieden hatte, die bestand oder etwa werden konnte, aber bereit war, sich dem ersten Glücklichen zuzuwenden, der sich des Staatsruders bemächtigen würde.

II.

1 7 9 3.

Prozeß Ludwigs XVI. — Das Innere des Tempels. — Der Bürger Capet. — Die Tabakswolken. — Die Konspiranten und der Ball. — Ludwig XVI. als Arbeiter. — Ende des Prozesses. — Der 21. Januar 1793. — Dumouriez zu Paris. — Anspielungen im Theater. — Politische und historische Fragmente. — Othello, Tragödie. — Die zerstörten Vorurtheile. — Robert der Republikaner, Schauspiel.

Vom Prozeß Ludwigs XVI. spreche ich nur mit übersichtlicher Kürze; mein Glaubensbekenntniß, das ich mit wenig Worten ablegen will, wird hoffentlich meine Zurückhaltung über diesen Punkt rechtfertigen. Der König war schuldig; allein er hatte die Nation

unter dem Mantel der Unverletzlichkeit verrathen, welche ihm die Konstitution von 1790 gegeben, und die Nationalversammlung nach seiner Rückkehr von Varennes gelassen hatte. Man konnte diesen seinen Schwüren untreuen Monarchen absetzen, und mußte vielleicht das sogar; allein weiter erstreckte sich das von der Nation geltend gemachte Recht nicht. Den entthronten König aus Frankreich zu verbannen, wäre vielleicht in einiger Beziehung nicht rathsam gewesen; allein man übertrieb die Gefahr dieser Maßregel. In wie fern konnte die Gegenwart Ludwigs XVI. bei den äußern Feinden deren Macht vergrößern? Handelten sie nicht seit Anfange der Feindseligkeiten in seinem Namen? Ludwig XVI. unter den Fahnen der Koalition hätte nur den Unwillen der Franzosen erregt, und die offne Feindschaft des Königs die Soldaten der Freiheit begeistert.

Wurde der entthronte Fürst verbannt, so gedieh die revolutionäre Gährung um ihn nicht bis zu den herbsten und elendesten Verfolgungen; man schloß vor dem Monarchen die Bahn eines täglichen Märtyrerthums, welches bei vielen Franzosen seine Schuld tilgte, und machte es ihm unmöglich, sich ein mit Bewunderung gemischtes Mitleid zu erwerben, dessen Einfluß den Patriotismus selbst schwächte und der gestürzten Monarchie Anhänger gab. Endlich ersparte sich der Nationalkonvent durch Verbannung des Kö-

nigs den Vorwurf der Ungerechtigkeit, indem er sein Ankläger und Richter zugleich war. Daß die Repräsentanten Ludwig aufs Schaffot brachten, befleckte sie auf unvertilgbare Art.

Nach dieser Auseinandersetzung meiner Meinung begnüge ich mich, die einzelnen Daten vom Prozeß des Königs zu erwähnen. Vom 6. November bis zum 21. Januar sehe ich nur zwei große Schuldige vor mir, von denen Einer das brutale Recht des Stärkern übt, der Andere aber es leidet. Die Einzelnheiten würden empören, und ich unterdrücke sie also.

Am 6. December hatte der Nationalkonvent beschlossen, daß eine Kommission von 21 Mitgliedern am 10. die Anklageakte Louis Capet's überreichen und dieser Tags darauf vor die Schranken geführt werden solle. Wirklich erschien am 11. der Monarch mit Santerre vor den Repräsentanten. Der Präsident Barrère stand auf und begann in einem mitleidslosen Tone: „Ludwig, die Nation klagt Sie an, und die Repräsentanten derselben haben beschlossen, Sie zu richten. Man wird Ihnen die Akte vorlesen, welche die Verbrechen enthält, deren Sie beschuldigt sind. Sie können sich setzen." — Mailhe, der die Anklage des Königs in Antrag gebracht, las auch das nur erwähnte Aktenstück vor. Den 12. December dekretirte der Konvent nach einer lebhaften Diskussion,

daß Ludwig rechtlichen Beistand erhalten solle. Der König wählte Target und Tronchet zu seinen Vertheidigern; Target weigerte sich, worauf Lamoignon de Malesherbes, patriotischer Minister in einer Zeit des Despotismus, sich erbot, an Target's Stelle zu treten und vom Könige dankbar angenommen wurde. Der wortführende Vertheidiger war der Advokat Desèze.

Am 15. beschloß der Konvent, daß Sachkundige zur Verifikation der vom Angeklagten nicht anerkannten, auf den Prozeß bezüglichen Schriften schreiten sollten. Dasselbe Dekret verordnete auch, daß Zeugenbeweise nicht zugelassen werden sollten.

Am 16. und 18. theilte man dem Könige 158 Anklagepunkte schriftlich mit, die ihm zur Last gelegt wurden und von denen er Kopien behielt. Den 25. machte der Monarch sein Testament, und am 26. Abends erschien er vor den Schranken. Der Präsident Defermon begann: „Ludwig, der Konvent will Sie anhören. Sie können Ihre Vertheidigung vorbringen und sich setzen.“ — Sofort nahm der Advokat Desèze das Wort. Seine Rede, die in Rücksicht des Systems der Vertheidigung wenig Merkwürdiges enthielt, dauerte drei Stunden. — Drei Stunden die Empfindsamkeit der Richter in Anspruch zu nehmen, war viel zu wenig. Ludwig wurde nach dem Tempel zurückgebracht und die Diskussion begann.

Die Uebertreibungen, kühnen Sophismen, falschen oder spitzfindigen Ideen und empörenden Aeuße-

rungen, die bei dieser Gelegenheit zum Vorschein kamen, übergehe ich mit Stillschweigen; allein es gab auch eine sehr edle und hochherzige Gegenpartei, und kaum kann ich dem Verlangen widerstehn, deren Mitglieder zu nennen. Da ich mir indeß vorgenommen habe, nicht namentlich anzuklagen, darf ich auch nicht namentlich loben.

Meine Zeitgenossen von 30 Jahren sahen das von den Jahrhunderten geschwärzte Gebäude nicht mehr, das sich da erhob, wo jetzt der Platz des Tempels ist. Es war die alte Wohnung der Tempelherren, wurde aber, seit Vertilgung dieses Ritterordens, fast immer als Gefängniß benutzt. Schon von Weitem ließ sich diese traurige Bestimmung bemerken, und die Körbe vor allen Fenstern zeigten, daß die Gefangnen hierselbst die freie Aussicht verloren hatten.

Zu Ende von 1792 und in den zwanzig ersten Tagen von 1793 bewachten zahlreiche Abtheilungen ausgewählter Nationalgarden alle Zugänge und das Innere des Tempels. Jeden Augenblick sah man längs der Mauern, in den Gärten und Höfen Männer von düstrer Miene ab- und zugehn, einen aufgekrempten Hut mit einem großen, dreifarbigen Federbusche in's Gesicht gedrückt und mit einem langen Husarensäbel nebst einer breiten, dreifarbigen Schärpe umgürtet. Es waren dies Volksrepräsentanten, oder Kommissäre der Kommun; drei bis vier der Letzteren waren stets in den Gemächern.

Der König und seine Familie hatten im Tempel fünf bis sechs Gemächer zu ihrem Gebrauch. Wände und Fußböden derselben waren schmutzig; die Thüren paßten nicht recht, die Kamine rauchten und die alten Meubels hätten keinem Bürger des Marais Ehre gemacht.

Ludwig stand um sechs Uhr auf und las nach dem Gebet in einem englischen oder lateinischen, selten in einem französischen Buche. Um 9 Uhr trug man im Zimmer des Königs das Frühstück auf, wobei sich die Familie zum ersten Male an jedem Tage versammelte. In der ersten Zeit erhielten die Gefangnen sieben Schüsseln zum Frühstück und funfzehn zu Mittage; als aber der Prozeß begann, ließ der Konvent, oder vielleicht nur die Kommun, diese Speisen bedeutend vermindern. Manuel hatte auf der Tribüne gesagt, der König müsse sich an größre Frugalität gewöhnen.

Das Zimmer der Königin befand sich unter dem des Königs, der sich um 10 Uhr dahin begab, und während des übrigen Tags von seiner Familie nicht wieder trennte. Der Morgen war dem Unterricht des Dauphin gewidmet; der König lehrte ihn die Grammatik, Geschichte und Geographie und der kleine Schüler zeigte Geschick und lernte mit Leichtigkeit. Sein Vater ließ ihm einige Verse von Corneille oder Racine recitiren und berichtigte verständig, ja selbst gemüthlich die Deklamation des Kindes.

Nach beendigten Lektionen, d. h. gegen Mittag, spielte Ludwig mit seinem Sohne und der arme Prinz, über dem schon der Donner schwebte, der ihn vernichten sollte, überließ sich ganz dem Frohsinn der Kindheit. Auf seinem Gesicht gab es keinen Widerschein trauriger Reflexion. Ludwig theilte öfters die sorglose Heiterkeit seines Sohns; allein die Prinzessinnen ließen auf ihren Lippen nur jenes matte Lächeln bemerken, was die Traurigkeit, wie ein schwacher Sonnenstrahl die Wolken, durchdringt.

War der Tag schön, ging die Familie um ein Uhr in den Garten, begleitet von vier Municipalbeamten und einem Legionchef der Nationalgarde. Der Dauphin übte sich im Ballspiel, im Werfen nach dem Ziele und im Laufen. Vergebens lud er seine funfzehnjährige Schwester ein, an diesen Spielen Theil zu nehmen; Marie Therese von Frankreich gab kopfschüttelnd zur Antwort: „Ich bin zu groß, um an Deinen Spielen Vergnügen zu finden." — Sie wollte sagen: „Ich kann nicht, wie Du, unsre schreckliche Lage vergessen." Dabei bemerkte man aber auf ihrem Gesicht keine rachsüchtigen Empfindungen, sondern nur Betrübniß und eine sanfte Melancholie. Karl X. würde noch in Frankreich regieren, hätte die Herzogin von Angoulême nach einem Exil von neunzehn Jahren dieselben Gesinnungen zu uns zurückgebracht.

Um zwei Uhr wurde das Mittagsmahl aufgetragen; zugleich visitirte Santerre die Posten und

kam in das Zimmer des Königs, der ihn manchmal anredete, was Marie Antoinette aber nie that.

Nach beendigter Mahlzeit spielte man eine Partie Piket oder Triktrak, was aber gegen vier Uhr aufhörte. Der König, der gewohnt war, eine Stunde nach dem Mittagsmahle zu schlafen, streckte sich auf seinen Lehnstuhl aus; die Königin, die Prinzessinnen und der Dauphin setzten sich lesend um ihn, und das größte Schweigen herrschte. Marie Antoinette ließ gewöhnlich ihr Buch auf den Schooß fallen, um sich melancholischen Träumereien hinzugeben. Ohne Zweifel dachte sie dann an die schönen Tage der Vergangenheit, sah sich von allen Schönheiten Marly's und Kleintrianon's umgeben und berauschte sich mit der Erinnerung an die verschwenderischen Huldigungen eines dienstfertigen Hofs. Vielleicht gab es in diesen beschaulichen Augenblicken in ihr einen Widerschein geheimer Freuden, die sie jetzt verdammte, die aber, obgleich längst entflohen, jetzt noch ihre Sinne aufregten.

Sobald Ludwig wieder wach war, gab Clery, der königliche Kammerdiener, dem Dauphin eine Schreibstunde, den man dann in das Zimmer der Prinzessin Elisabeth führte, die sich gern den Lärm seiner kindischen Spiele gefallen ließ.

Abends setzte sich die königliche Familie im Zimmer des Königs um eine Tafel und Marie Antoinette las aus einem geschichtlichen oder unterhaltenderen

Werke vor. Die Königin las, wie ich bei dieser Gelegenheit bemerke, vollkommen schön und ließ sich nicht den geringsten Germanismus in der Betonung zu Schulden kommen. Ihre Stimme war wohlklingend, hatte aber wenig Reiz, weil diese Fürstin sich in der Regel sehr kurz ausdrückte, was ihr Gespräch trocken machte. Vielleicht trug dieser Fehler vor der Revolution dazu bei, ihr die Herzen der Franzosen zu entfremden, indem man ihre kurzen, oft rauhen Redensarten einem geringschätzenden Stolze zuschrieb, der erst später wirklich entstand.

Um acht Uhr, während des Souper des Dauphin, belustigte sich der König, der im Tempel eine alte Sammlung „Merkure" gefunden, seiner Familie Räthsel aufzugeben, und lachte herzlich, wenn die Damen, nach mühsamem Nachsinnen, zu ihm ihre Zuflucht nehmen mußten, um die Auflösung zu erfahren.

Um neun Uhr wurde der Dauphin zu Bette gebracht, nachdem ihm die Königin hatte sein Gebet hersagen lassen. Hierauf speiste man zu Abend, und bald nachher begab sich der König, nachdem er von seiner Tochter einen Kuß erhalten und Marien Antoinetten die Hand zum Abschiede gegeben, in sein Zimmer, wo er bis Mitternacht an seinem Büreau las und dann ruhig schlief.

Diese täglichen Beschäftigungen wurden durch verschiedne demüthigende Szenen unterbrochen. Als Lud-

wig angeklagt worden war, kam der Prokurator der Kommun, Manuel, zu ihm, und hieß ihn „Bürger Capet.“

„So hießen allerdings meine Ahnen,“ antwortete der Monarch; „allein seit länger als 800 Jahren hat man sie anders genannt.“

„Ich muß Ihnen sagen, Bürger, daß es keine Monarchie mehr in Frankreich giebt; die Republik ist proklamirt.“

„Jawohl,“ erwiederte der König.

„Wer hat Sie denn davon unterrichtet?“

„Niemand, und ich lese keine Zeitungen; allein der Sturz des Throns war schon seit vier Jahren vorbereitet und ist hier etwas Besondres, so ist es der Umstand, daß man ihn nicht schon voriges Jahr gestürzt.“

„Vielleicht,“ sprach Manuel ernst, „werden Sie Ursache haben, dieses Gnadenjahr, das man Ihrer Regierung gelassen, zu bereuen. Kurz, Sie sind nicht mehr König und es giebt jetzt eine schöne Gelegenheit, sich als einen guten Bürger zu zeigen.“

Ludwig schwieg.

„Clery,“ begann der Prokurator wieder, „ich befehle Ihnen, dem Bürger Capet die Spielereien abzunehmen, die man Orden nennt.“

„Ich kann und darf Ihnen nicht gehorchen,“ gab der treue Diener mit Thränen in den Augen zur Antwort.

„So gehorchen Sie mir," begann der König, indem er sich selbst die Dekoration des Heiligengeistordens abnahm. „Der Herr hat Recht, für einen entthronten Fürsten sind diese Insignien nur Spielereien."

Nach dieser Expedition beeilte sich Manuel, dem Nationalkonvent davon Bericht zu erstatten.

„Louis de la Tour *)," sprach er mit roher Freude, „zog heute früh ein königliches Kleid an und wird sich mit dem Schlafrocke eines Bürgers zur Ruhe begeben."

Dieser Scherz, den das Volk sehr geistreich fand, wurde auf den Tribunen allgemein applaudirt. Der Prokurator begann wieder:

„Auf einer Uhr in Ludwigs Zimmer standen die Worte: „Lepaute, Uhrmacher des Königs" — dafür ist jetzt dort zu lesen: „Lepaute, Uhrmacher der Republik."

„Bravo!" riefen die Zuschauer auf den Tribunen und fast die ganze Versammlung.

Eines Tages verlangte Ludwig einige Bücher von der Kommun und diese berathschlagte deshalb darüber.

„Wozu die Bücher," begann einer der Municipalbeamten, „Ludwig darf kaum noch vierzehn Tage

*) So wurde der König bei den Berathschlagungen der Kommun genannt.

leben und die Bücher können viel länger genutzt werden."

„Uebrigens," fügte ein Anderer hinzu, „verlangt er fast lauter lateinische Bücher, und einige davon sind den guten Sitten zuwider."

„Freilich," fuhr Dorat Cubieres fort, entzückt, eine Gelegenheit zu finden, seine Gelehrsamkeit geltend zu machen; „Ovid z. B. verdirbt bekanntlich die Jugend."

„Man sende dem Gefangnen," begann der wieder, welcher zuerst gesprochen, „statt der verlangten Schriften die Geschichte der Revolutionen von England und Amerika, Cromwell's und Carls IX. Biographien nebst der Beschreibung der St. Barthelemynacht."

Einige von den Kommissären der Kommun, die sich im Tempel zeigten, waren höflich, selbst empfindsam und vermehrten das Unglück nicht durch unnütze Härte; Andre dagegen fügten der strengen Behandlnng noch Beschimpfungen hinzu. Die Posten der Nationalgarde, gewöhnlich aus den gegen die Monarchie erbitterten Ständen gewählt, vertrieben sich öfters die Langeweile, indem sie mit Kohle hier eine Guillotine an die Wand zeichneten und darüber schrieben: „Ludwig spuckt in den Sack;" oder einen Galgen mit einer menschlichen Figur daran und der Ueberschrift: „Ludwig nimmt ein Luftbad." — Ueberall war zu lesen: „Madame Veto wird hier tanzen." „Wir wer-

den das dicke Schwein zur Ordnung bringen." „Die jungen Wölfe müssen erdrosselt werden." Die Gefangnen konnten keinen Schritt außerhalb ihrer Gemächer thun, ohne auf solche blutdürstige Karikaturen und Inschriften zu stoßen.

Unter den Kerkermeistern des Tempels erlaubte sich einer, Namens Roger, die Prinzessinnen mit ganz besonderer Malice zu insultiren. Wenn sie nämlich in den Garten hinabgingen, eilte er, sich, mit einer langen Pfeife im Munde, an die letzte Thüre zu stellen, und blies ihnen, wenn sie bei ihm vorbeikamen, den Rauch in's Gesicht, worüber die Soldaten laut lachten.

Dergleichen Rohheiten blieben ungeahndet; allein es war gefährlich, den Gefangnen des Tempels einige Theilnahme zu beweisen, oder sie ihnen früher bewiesen zu haben. Folgende Anekdote, die ich von dem habe, welcher die Hauptrolle dabei spielte, ist der Beweis davon.

Ich habe schon früher erwähnt, daß während des langen Aufenthalts der königlichen Familie in der Loge des Logographen (am 10. August) ein junger Mann, Namens Huilliot, der Königin, auf ihre Bitte, zwei Stückchen Brod für den Dauphin brachte. Als nun eines Tags Marie Antoinette mit ihren Kindern in den Garten des Tempels hinabstieg, stand Huilliot in diesem Garten Schildwache. Indem die Fürstin in Begleitung zweier Municipalbeamten bei ihm vorüber-

ging, erkannte sie ihn, und äußerte, ohne sich aufzuhalten:

„Der junge Mann ist nicht an seinem Platze.“

Kaum war Marie Antoinette vorbei, so nahm einer der Munipalbeamten den jungen Nationalgardisten beim Kragen, und befahl ihm hastig, ihm zu folgen.

„Aber mein Posten,“ begann der arme Bursche zitternd.

„Ich überhebe Dich dessen; komm, sage ich Dir, ohne Widerrede.“

Bei der Ankunft auf der Hauptwache des Tempels sah Huilliot zu seinem unbeschreiblichen Schreck, daß alle Kommissäre der Kommun um den Tisch saßen und er sich in seinem 23sten Jahre ganz unerwartet auf der Bank der Angeklagten befand.

„Du kennst Madame Veto,“ begann der, welcher ihn hergebracht hatte.

„Ich kenne sie, wie alle Welt sie kennt.“

„Du lügst; denn sie hat nicht ohne Grund gesagt, der junge Mann ist nicht an seinem Platze. Du bist ein Hund von Aristokraten, ein Agent von Braunschweig und Clairfait.“

„Bürger, ich kann versichern, daß ich diese Herren nicht kenne. Die Königin — —“

„Es gibt keine Königin mehr!“ schrie der Beamte mit Donnerstimme.

„Die Bürgerin Marie Antoinette," begann Huilliot wieder, „hat mich verkannt."

„Das ist nicht klar," meinte ein zweiter Kommissär, und warf dem jungen Manne einen Blick zu, der schief sein mußte, weil der Beamte schielte.

„Bis sich die Sache ausweist," meinte der Kommissär, welcher zuerst gefragt, „wird man Dich nach der Conciergerie bringen."

„Mein Gott!" rief der unschuldige Nationalgardist, „was wird dann aus meinem Balle diesen Abend?"

„Was meinst Du damit?" fragte ein dritter Beamter.

„Ich gehöre," fuhr Huilliot schüchtern fort, „zu einer Gesellschaft Tänzer. Wir geben hier in der Straße des Tempels einen Ball auf Subscription und ich bin einer der Anordner desselben."

„Erlaubt mir einige Bemerkungen," begann jetzt ein Offizier der Nationalgarde, der bisher geschwiegen.

„Sprich, Kapitän, Du hast hier als Befehlshaber der bewaffneten Macht Stimme."

„Dieser junge Mann," begann der Offizier wieder, „hat nicht das Ansehn eines Konspiranten. Er interessirt sich für seinen Ball sogar in unsrer Gegenwart, und man denkt nicht an's Konspiriren, wenn man tanzen will; die düstern Gedanken des Verschwornen passen nicht zu den lachenden Ideen des Tänzers. Huilliot hat mich wirklich diesen Morgen

um Dispensation von der Nachtwache gebeten, um sich diesen Abend auf seinen Ball begeben zu können."

„Meine Schuhe, meine weiße Halsbinde und meinen Frack habe ich schon zu einem Würzkrämer der Straße des Tempels bringen lassen."

„Die Bemerkung des Kapitäns," begann einer der Kommissäre, „scheint mir sehr vernünftig, und die offne Miene des jungen Mannes bestätigt, glaube ich, deren Richtigkeit. Wir wollen einen Korporal und zwei Grenadiere mit unsrem Tänzer zu dem Krämer schicken, und ihn, wenn es sich verhält, wie er gesagt, in Freiheit setzen. Der Wachkommandant hat Recht, man denkt nicht zu gleicher Zeit an's Konspiriren und an's Tanzen."

Da Huilliot's Aussage richtig befunden wurde, so sprach man ihn los, und überhob ihn sogar, als Entschädigung, seiner Wache. Hätte er die Geschichte von den zwei Stückchen Brod in der Loge des Logographen erzählt, wäre es vielleicht um ihn geschehen gewesen.

Während einer ununterbrochnen Reihe von Demüthigungen verleugnete sich die Standhaftigkeit und edle Resignation Ludwigs keinen Augenblick; dieser Fürst war im Tempel in seiner Sphäre von Heroismus. Folgendes ist eines der auffallendsten Beispiele des menschlichen Stoicismus.

Die Kommun hatte in ihrem finstern Argwohne befohlen, an Ludwigs Schlafzimmer zwei enorme Rie-

gel zu befestigen, trotz des großen Luxus von Schlössern und Riegeln an den übrigen Thüren. Der König und sein Sohn sahen dem Arbeiter bei diesem Geschäft zu, und als er sein Werkzeug bei Seite gelegt hatte, um zu frühstücken, bemächtigte sich der Dauphin eines Hammers und Meißels, und begann, sie gegen einander schlagend:

„Papa, mach' ich's so recht?"

„Nein, mein Sohn," erwiederte der unglückliche Monarch, die Werkzeuge aus der Hand des Kindes nehmend; „gieb Acht" — und der Abkömmling Heinrichs IV. begann die in die Mauer gemachte Oeffnung zu vergrößern.

Der Arbeiter kam wieder, als Ludwig noch gewaltig drauf los schlug und zwar mit einer Kaltblütigkeit, die von jedem Nachdenken über die Art der Arbeit, der er sich überließ, frei war.

„Bürger Capet," begann der Mann gerührt, „wenn Sie von hier fort sind, können Sie sich rühmen, an Ihrem eignen Gefängniß gearbeitet zu haben."

„Wenn ich von hier fort bin," versetzte der König im feierlichen Tone, „werde ich mich gar nichts mehr rühmen. Die Zeit der Eitelkeiten wird dann für mich vorüber und die der Vergeltung gekommen sein," fügte Ludwig hinzu, die Augen zum Himmel erhebend.

Welche Quelle von Poesie würde diese rührende Episode für einen Lamartine oder Victor Hugo sein!

So lange es noch in der Geschichte solche Züge giebt und die menschliche Natur der Einbildungskraft dergleichen Hülfsmittel leiht, warum verirrt sie sich so oft in's Unbegreifliche? Warum giebt sie sich täglich bizarren Neuerungen hin, die weder dem, was wir sehen, noch dem, was wir begreifen, noch endlich dem, was wir empfinden, angehören. Wer, großer Gott! wird die Scheidewand zwischen dem Absurden und Originellen bestimmen? Wer wird den Adepten von G. Sand Nießwurz reichen, und wer zu ihm, oder ihr selbst sagen: „Artige, witzige und gesuchte Phrasen werden bei Leuten von Urtheil und Geschmack nie etwas beweisen, sobald dadurch nur falsche und unmögliche Leidenschaften geschildert werden. Madame oder Herr Sand, geben Sie doch den Scheinruhm auf, dem seit einigen Jahren Ihre Eitelkeit nachjagt, und lassen Sie das Publikum in die von der Vernunft gezeichneten Grenzen zurückkehren. Sie werden dann erfahren, was vorurtheilsfreie Richter von dem Mißbrauche denken, den Sie jetzt mit einem schönen Talent treiben, dessen Produkte Ihren Ruf für die Zukunft hätten sichern können. Wissen Sie aber, G. Sand, daß die Zukunft der einzig wahre Probirstein jedes Rufs ist? Bedenken Sie, daß Lacalprènede, Voiture und Scudery ihre Anhänger hatten, und am Hofe Freunde fanden, die stets bereit waren, für sie den Degen zu ziehen, daß aber funfzig Jahre später dieselben Schriftsteller als Muster von Lächerlichkeit

citirt wurden. Machen Sie von ihnen einen Schluß auf sich. — Ich kehre zum Tempel zurück.

Die Diskussion über den Prozeß Ludwigs XVI. begann am 26. December und dauerte bis zum 7. Januar. Die Berathschlagung wurde bis zum 14. vertagt. An demselben Tage stellte der Nationalkonvent folgende Fragen: „Ist Ludwig schuldig? — Soll das Urtheil der Sanction des Volks unterworfen werden? — Was wird seine Strafe sein?"

Die Repräsentanten berathschlagten über diese Basis in den Sitzungen des 15., 16., 17. und 18. Januar.

Auf die erste Frage erklärten 683 Deputirte von 749 Ludwig für schuldig, und auf die zweite verweigerten nur 424 Deputirte die Appellation an's Volk. Die letzte und schrecklichste Frage wurde am 18. so beantwortet:

Den Tod unbedingt	387	Stimmen
Den Tod bedingt, Gefangenschaft oder Kettenstrafe	334	=
Zahl der Abwesenden	28	=
Summe der Votirenden	749.	

Der Präsident Vergniaud erhob sich mit feierlicher Ruhe und begann in einem etwas alterirten Tone: „Ich erkläre im Namen des Nationalkonvents, daß er gegen Louis Capet die Todesstrafe ausspricht."

Noch fand am 19. eine Abstimmung statt, ob die Hinrichtung des Verurtheilten aufgeschoben werden

solle oder nicht. 690 Repräsentanten votirten; die absolute Majorität war 346; 380 Deputirte erklärten sich für den unmittelbaren Tod.

Am 20. Januar, um 3 Uhr Morgens, ertönten in der Nationalversammlung aus dem Munde des Präsidenten, wie Grabgeläute, die Trauerworte:

„Louis Capet soll unmittelbar zum Tode gebracht werden."

Den Abschied Ludwigs von seiner Familie berichte ich nicht, viele Memoiren sind damit angefüllt, und ich könnte zu diesen traurigen Details nichts Neues hinzufügen.

Als ich den 21. Januar 1793 in meiner Geschichte von Paris schilderte, hatte ich den Brief vor Augen, den mein Vater unter dem Einflusse dieser ungeheuren Katastrophe uns nach London schrieb, und ich glaube in meine Darstellung Alles aufgenommen zu haben, was diese Episode Dramatisches enthielt. Jetzt fasse ich mich aber weit kürzer und füge nur einige neue Einzelnheiten hinzu.

Am 21. Januar, lange vor Tagesanbruch, erwachte Ludwig; ein fernes Getöse traf sein Ohr — es waren die Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung. Ueberall schlug man Appell; Artillerie fuhr durch die Straßen und besetzte Brücken, Barrièren und alle Landstraßen bis auf mehrere Stunden Entfernung. Andre Batterien beherrschten den Platz, wo die Hinrichtung vor sich gehn sollte, und ausgewählte Artil-

leristen waren bereit, auf Alle mit Kartätschen zu feuern, die durch den Ruf „Gnade!" das Urtheil des souverainen Volks beeinträchtigten. Unabhängig von der bewaffneten Macht, über die sich Santerre alle mögliche Garantien zu verschaffen mußte, sandten die Jakobiner, auf Robespierre's Antrag, eine Menge geprüfter Männer nach dem Revolutionsplatze, die sich um das Schaffot drängen sollten. Später wird sich zeigen, daß unter dieser Menge „geprüfter Männer" viele Royalisten waren. Viele werden sich vielleicht über diese Bemerkung wundern; allein mir kommt die Sache ganz natürlich vor.

Ludwig stand um fünf Uhr auf, nachdem er ruhig vier Stunden geschlafen hatte, hörte die Messe, und empfing die Kommunion.

In den Straßen dauerte der Lärm von Trommeln, Pferden und Kanonen noch immer fort.

Um neun Uhr sprach das erlauchte Opfer: „Ich bin bereit" — und im Himmel klang es wieder: „Er ist bereit."

Ludwig verließ den Tempel in Begleitung zweier Municipalbeamten, Namens Jacques Roux und Peter Bernard, die von der Kommun ernannt waren, den König zum Schaffot zu begleiten. Ludwig trug ein braunes Kleid, eine weiße Weste, graue Hosen und weiße Strümpfe. Seine Haare waren glatt gekämmt und seine Gesichtsfarbe zeigte von keiner Alte-

ration — einen runden Hut hatte er in die Augen gedrückt. Der Monarch stieg mit dem Abbé Edgeworth in einen Miethwagen, den Garat, der Justizminister, wie er sich später rühmte, dem fatalen Karren substituirt hatte. Zwei Offiziere der Gensd'armen saßen rückwärts im Wagen, und hatten Befehl, den Verurtheilten zu tödten, sobald sich unter der Menge die geringste Bewegung zu seiner Befreiung zeige. Allein nichts der Art wurde bemerkt; düstres Schweigen herrschte auf den Boulevards, welche der Trauerzug in ihrer ganzen Länge zurücklegte.

Als der Wagen am Fuße des Schaffots angekommen war, stieg Ludwig unverzüglich aus. Er schien traurig und niedergeschlagen, doch nicht muthlos. Während der König mit seinem Beichtvater sprach, wirbelten die Tambours. „Still!" rief er ihnen mit starker Stimme zu, und sie gehorchten. — Der Einfluß einer königlichen Stimme kann also das Königthum überleben. So wahr ist es, daß in der Welt Vorurtheile eine souveraine Gewalt ausüben. Allein Santerre eilte herbei und befahl den Tambours fortzufahren. — „Welcher Verrath!" rief jetzt Ludwig. „Ich bin verloren!"

Diese Worte hatten einen Sinn, der nie genügend erklärt worden ist. Ich werde gleich nachher versuchen, den Schleier, der auf diesem Umstande des 21. Januar ruht, etwas zu lüften.

Mit der Eilfertigkeit der Verzweiflung zog jetzt

der König sein Kleid aus, band seine Haare auf, entledigte sich seiner Halsbinde, entblößte Hals und Schultern und kniete nieder, um den Segen des Priesters zu empfangen. Der heilige Mann ertheilte ihm denselben; allein er sagte nicht: „Sohn des heiligen Ludwig steige zum Himmel.“ — Diese Aeußerung christlicher Beredtsamkeit erfanden romanisirende Geschichtschreiber, sowie später das: „Die Garde stirbt und ergiebt sich nicht.“

Der Abbé Edgeworth, von glaubwürdigen Personen hierüber befragt, erwiederte: „Ich kann mich auch nicht im Geringsten entsinnen, die mir zugeschriebenen Worte gesagt zu haben.“ — Indeß sind diese Worte auf Marmor geschrieben. — Die Unsterblichkeit bildet sich öfters aus eben so wenig authentischen Elementen.

Nachdem Ludwig den Segen empfangen, stieg er festen Fußes auf's Schaffot, wo er zum Volke zu sprechen verlangte.

„Das können Sie,“ erwiederte der Scharfrichter; „allein vorher müssen Ihnen die Haare abgeschnitten und die Hände gebunden werden.“

„Die Hände gebunden!“ rief der Verurtheilte.

„Noch dies Opfer,“ sprach der Abbé tief gerührt.

„So macht, was Ihr wollt,“ begann Ludwig wieder mit heiterer Ruhe und fügte hinzu, als seine Haare verschnitten und die Hände gebunden waren:

„Jetzt werde ich hoffentlich sprechen können.“ Der Henker antwortete bejahend.

Der König trat nun auf der linken Seite des Schaffots einige Schritte vorwärts, gab mit dem Kopfe den Tambours ein Zeichen, aufzuhören, und begann mit fester, starker Stimme:

„Franzosen, ich sterbe unschuldig, verzeihe meinen Feinden, und wünsche, daß mein Tod — —“

Hier begannen die Tambours, auf ein Zeichen Santerre's, wieder zu wirbeln und übertäubten die Stimme des Königs. — Der Kommandant der Nationalgarde sagte jedoch nicht: „Ich habe Sie nicht hierher gebracht, um zu haranguiren, sondern um zu sterben.“ — In meiner Geschichte von Paris habe ich zwar diese Worte berichtet; allein authentische Nachweisungen haben mich seitdem eines Bessern belehrt. Santerre sprach nämlich bei dieser Gelegenheit kein Wort, sondern gab den Tambours den Befehl mit einer Bewegung des Degens.

Unter diesem Lärm fiel der Kopf Ludwigs um 10 Uhr 20 Minuten. Man zeigte ihn dem Volke und dies blutige Schauspiel wurde mit dem donnernden Rufe: „Es lebe die Nation! Es lebe die Republik!“ aufgenommen.

Ich habe in Bezug auf dies große und merkwürdige Ereigniß nur die Wahrheit berichtet; andre Memorialisten haben dagegen, um Schauder und gewaltige Aufregungen hervorzubringen, die zur Mode ge-

hören, Züge erzählt, wie man sie etwa bei Kannibalen antrifft. Diese Dinge sind fast alle ebenso unwahr, als die poetische Ermahnung des Abbé Edgeworth, und ich enthalte mich, sie zu erwähnen.

Gewiß ist, daß der Herzog von Orleans, in einem schlechten Kabriolet verborgen, der Hinrichtung beiwohnte, wie ich von Jemand weiß, der wenige Augenblicke vor der Exekution mit ihm sprach. Der Wagen mit dem Vetter des Königs hielt am Ende der elyseischen Felder und entfernte sich durch dieselbe Straße erst nach Wegschaffung des Körpers.

Man hat behauptet, Egalité sei nach seiner Rückkehr in's Palais-Royal in einen Staatswagen mit sechs Pferden gestiegen und sei nach Nainey gefahren, wo er ein Fest veranstaltet gehabt. Dagegen hat mir ein Mann*), der mit dem Herzoge von Orleans in ziemlich hohem Grade vertraut war, versichert, Letzterer habe am 21. Januar Paris nicht verlassen. Der Augenzeuge fügte hinzu, der Exprinz habe ohne Zweifel eine Katastrophe gern gesehn, die seinen Hoffnungen schmeicheln konnte, aber nicht die verbrecherische Freude geäußert, die man ihm fast allgemein an jenem Tage zugeschrieben.

Ich sagte weiter oben, Ludwig habe, als er

*) Dieser Mann war Herr Befort, ein im Jahre 1834 gestorbener Negociant. Seine Kinder können noch jetzt meine Behauptungen bestätigen.

das Schaffot bestiegen, ausgerufen: „Welcher Verrath!“ — Nun befand sich Dumouriez am 21. Januar ohne hinlänglichen Grund zu Paris, wohin er heimlich Offiziere und Soldaten hatte kommen lassen, deren Zahl er in seinen Memoiren auf 3000 angiebt. Dieser General hat behauptet, er habe diese Truppen in die Hauptstadt eingeführt, um Ludwig zu retten, und vielleicht hatte er sich dem unglücklichen Monarchen so weit genähert, daß dieser auf ihn rechnete.

Man weiß aber auch, daß Dumouriez während seiner geheimen Reise keinen einzigen von den Freunden des Königs sah, und hat behauptet, daß er alle Abende lange Unterhaltungen mit den hauptsächlichsten Kreaturen des Herzogs von Orleans gehabt. In Bezug auf die letztere Angabe muß man für zu wenig bewiesen halten, daß Dumouriez den Nationalkonvent habe auflösen, und einen Prinzen der jüngern Linie der Bourbons zum Könige machen wollen. Indeß spricht die Wahrscheinlichkeit sehr für diese Meinung, worüber ich bald meinen Lesern ein Mehreres sagen werde.

Bei großen, politischen Katastrophen blickt man natürlich auf das Volk, in dessen Mitte sie sich zutragen. Abgesehen von der militärischen Bewegung in der Hauptstadt am Morgen des 21. Januar verrieth durchaus nichts, weder während des Prozesses des Königs, noch bei dessen Hinrichtung, eins jener Ereignisse, dessen Folgen Jahrhunderte lang wiederhallen.

Das schreckliche Schauspiel der Konvent als Gerichtshof, und das rührende Schauspiel des Tempels brachten die Pariser nicht aus jener sorglosen Ruhe, jener unglaublichen Fügsamkeit in die obwaltenden Verhältnisse, wie ich sie schon öfters bezeichnet; Geschäfte, Vergnügungen, Interessen, Alles war, wie gewöhnlich. Demungeachtet muß ich eine Ausnahme erwähnen; allein sie wird die Reputation der Pariser von 1793 nicht eben verbessern.

Man gab im Theater das Vaudeville „La chaste Susanne“ und in der französischen Komödie „L'ami des lois.“ Bei Gelegenheit dieser beiden Stücke erklärte sich die öffentliche Meinung gegen die Richter Ludwigs XVI. „Ihr seid Richter und Ankläger zugleich,“ sprachen zwei Greise, die sich anschickten, Susanne unter dem Harlekinsmantel der Straße Chartres zu verdammen, und die Zuschauer, dieselben Pariser, die gleichgültig waren bei den Leiden der königlichen Familie und den empörenden Sophismen, womit der Konvent sein ungesetzliches Benehmen unterstützte, das man von einem Ende Europa's bis zum andern tadelte, erhitzten sich bei einer theatralischen Anspielung darauf. In der französischen Komödie bemühte sich der Verfasser des „Ami des lois“ Gemeinplätze gegen die Anarchie aufzustellen. Man wollte Robespierre und die Kommun von Paris in einer, freilich ziemlich indirekten Allegorie erkennen. Das Publikum applaudirte leidenschaftlich, und gerieth in gerechten Un-

willen auf den wohlgepolsterten Bänken, wo öffentliche Gerechtigkeit und Vernunft sich entrüsten können, ohne sich zu strapaziren. Sobald aber der Vorhang gefallen war, und die meuterischen Zuschauer sich wieder in frischer Luft befanden, beruhigte sich ihr erhitztes Blut; die Anspielungen, die eben so edle Gesinnungen in ihnen rege gemacht, waren ihnen nur noch ein Traum, und sie legten sich schlafen, nachdem die Nachtmütze ihren Kopf vollends abgekühlt.

Zu Ende Decembers wurden mehrere litterarische Neuigkeiten Mode; denn die Mode bestand auch während der politischen Revolutionen in Frankreich. Man kann diese Macht nicht tödten, selbst wenn man sie in Blut taucht.

Der Verfasser des „Jahres 2440," der satyrische, geistreiche und etwas cynische Mercier, hatte eben seine „Fragmens de politique et d'histoire" publicirt, eine mannigfaltige und sehr kritische Sammlung, worin sich die freie, kühne, allem Zwange feindliche Manier zeigte, welche diesen Schriftsteller bemerklich machte. Nicht alle Aufsätze in diesem Werke waren neu; so fand man darin die pikanten Adieux an das Jahr 1789, die 1790 eine gute Unterhaltung auf den Kaffeehäusern gewesen waren. Hätte Mercier zur Zeit der zweiten Publikation derselben eine verbesserte Ausgabe davon besorgen wollen, würde er gewiß viele Stellen geändert haben. — „Adieu," hieß es darin, „denkwürdiges Jahr, berühmtestes dieses Jahrhunderts.

Adieu du für die Pariser glorreiches Jahr, in welchem die hohe Geistlichkeit und der mächtige Adel an Konvulsionen verschieden. — Großes Jahr, Du warst das Jahr der Wiedergeburt. Du fliehst in das Meer der Zeit; adieu denn, weil es unmöglich ist, Dich zurückzuhalten. Sage aber dem Jahre 2440, daß wir aus allen Kräften laufen, um es zu erreichen, und zu umarmen. Ohne Schmeichelei, Du gleichst ihm sehr, theures, entflohenes Jahr; ich glaubte sogar einen Augenblick, daß nur das Datum Eurer Geburt zu verändern sein dürfte. Allein jenes Jahr, sei nicht eifersüchtig deshalb, wird noch schöner und geistreicher sein, wie Du, weil der Patriotismus eine Tugend ist, die sich durch Uebung befestigt; weil man die öffentliche Glückseligkeit träumen muß, ehe sie dauerhaft begründet werden kann, und weil endlich das Meisterstück des menschlichen Geistes nicht darin besteht, gute Gesetze zu machen, sondern sie in Ausführung zu bringen. — — Adieu tumultuarisches aber sehr theures und verehrtes Jahr."

Der gute Mercier erwartete nicht, als er dieses schrieb, daß drei Jahre nachher unsre Revolution um hundert Jahre gealtert sein würde; er wußte nicht, daß in Frankreich die Zeit den Patriotismus nicht befestigte, sondern schwächte und abnutzte, weil der Patriotismus bei uns, gleich vielen andern Affekten, eine Leidenschaft vom feinsten Zeug ist. Hätte der wackere Moralist dies vermuthet, so würde er seinen Kalender

der socialen Perfektibilität anders berechnet, und unsern öffentlichen und Privattugenden klüglich ein Paar Jahrtausende Zeit gelassen haben, um ihre Normalhöhe zu erreichen. Vielleicht wäre er der Wahrheit näher gekommen, hätte er das Jahr 4880 festgesetzt, abgesehen jedoch von etwaigen kleinen Störungen der Ausbildung des menschlichen Geistes durch Sündfluthen, Kometen, Barbarei und andere dergleichen Zufälle.

Ganz gewiß konnte Mercier nicht vorhersehen, daß die Generation, welche von 1815 bis 1836 lebte, nach ihrer Meinung das von jenem Schriftsteller für das Jahr 2440 versprochene non plus ultra noch übertreffen würde. Sein Geist muß sich ausnehmend freuen, abgesehen von der prophetischen Eigenliebe, seine philanthropischen Wünsche so schnell erfüllt zu sehen. So ist z. B. zu bewundern, mit welchem Scharfsinn die fragliche Generation entdeckt hat, daß Shakespeare meisterhafte Tragödien in England, lange vor unserm Corneille, geschrieben, während unsre Väter in ihrer krassen Unwissenheit diesen Dichter für barbarisch erklärten, und Voltaire sogar, der aber jetzt zum Glück für einen Pedanten gilt, den unsterblichen Verfasser des Hamlet tüchtig durchhechelte.

Inmitten der Eitelkeiten einer Epoche geschieht es aber mannigmal, daß die Annalisten, Leute, die verteufelt methodisch zu Werke gehen, den Neueren einige verrätherische Daten an den Kopf werfen, und dadurch

dieſe Genies in Verlegenheit bringen. So hatte Ducis ſchon zu Ende des 18. Jahrhunderts alle Schönheiten Shakespeare's tief empfunden, und es ſogar über ſich genommen, unſere Bühne mit Hamlet, Lear und Makbeth zu bereichern, Tragödien, die das damalige Publikum mit Enthuſiasmus aufnahm, obgleich es noch der wunderbaren Aufklärung beraubt war, die in den nächſten 30 oder 40 Jahren die Erfahrungen eines Jahrtauſends über Frankreich verbreiten ſollte.

Ermuthigt von ſeinen frühern Erfolgen, ließ Ducis im December 1792 den Othello aufführen, wobei aber das Publikum fand, daß das Stück in der franzöſiſchen Nachahmung bedeutend an Interreſſe verloren hatte. Folgendes ſprach man damals im Theater der Republik darüber: — Indem Shakespeare die Desdemona zur Frau des Mohren, durch eine geheime Heirath macht, läßt er ihre Gegenwart bei ihm ohne Inkonvenienz erſcheinen. In der franzöſiſchen Nachahmung iſt aber Desdemona nur Othello's Geliebte, und Ducis zeigt uns die Tochter eines Senators mitten in Venedig als Konkubine. Dieſes unmoraliſche Verhältniß macht den Beiſtand unwahrſcheinlich, den Othello gegen den beleidigten Vater des Mädchens bei dem Senate findet.

In dem engliſchen Werke (ſagte man ebenfalls 1793) rechtfertigt Jago's Eiferſucht auf den jungen Caſſius, wegen des Vorzuges, den dieſen der mauriſche General ertheilt, vollkommen des Erſteren Rache.

Er sucht Cassius zu verderben, indem er sich bemüht, ihn als einen geheimen Liebhaber der Desdemona darzustellen, und als Mittel dazu benutzt er ein Schnupftuch, was die Gattin des Mohren verloren hat. Jago's Frau bringt es in Cassius Zimmer, um sofort einen Beweis zur Anklage der Desdemona daraus zu machen, was Alles sehr dramatisch ist.

Im französischen Othello ist die Intrigue mit Lorédan, dem Sohne des Dogen und Gegenstande der Eifersucht des Mohren, voller auffallender Unwahrscheinlichkeiten. Dasselbe ist der Fall in Bezug auf die unkluge Ueberlieferung des Schmuckkästchens durch Edelmone an den schon verdächtigen Lorédan. Die junge Venetianerin kannte gewiß die argwöhnische Eifersucht ihres Verlobten, und hätte also eher jeden andern, als den Mann, der es gewagt hatte, ihr seine Liebe zu erklären, beauftragen sollen, ihre Diamanten zum Besten ihres Vaters zu verkaufen, der eben seiner Güter beraubt worden war. Uebrigens geht dieser Vater bei seinem Feinde Othello so frei aus und ein, wie auf einem Kaffeehause. Edelmone, nur die Mätresse des Mohren, empfängt ihren Vater unbedenklich in dem Zimmer, was Zeuge seiner Schande ist, und er verzeiht ihr am Ende sogar, ohne einen neuen Grund zu dieser Nachsicht zu haben. Vermöge einer hastigen Entwickelung, die Shakespeare besser vorzubereiten wußte, läßt Ducis vor dieser Verzeihung

Edelmone von dem wilden Othello erstickten, mit dem sie jedoch kurz vorher getraut worden war.

Alles ist unzusammenhängend und unwahrscheinlich in der französischen Nachahmung der englischen Tragödie; ihr Erfolg war auch nur sehr bedingt, und sie verdankte ihn einzig der pompösen Versifikation und hauptsächlich dem bewundernswerthen Spiele Talma's. Bald sah man in dem fehlerhaften Werke nur noch das Genie des französischen Tragöden. Die schönen Verse von Ducis und das Studium Shakespeare's waren für ihn hinreichend, dem Stücke einen Ruf scheinbarer Trefflichkeit zu verschaffen, der Talma selbst überlebte.

Bürger Lequinio war eins der exaltirtesten Mitglieder des Konvents, dessen republikanische Beredsamkeit nicht damit zufrieden war, bloß in der Nationalversammlung zu donnern. So publicirte er 1793 eine Brochure, betitelt: „Les Préjugés détruits", worin er unbarmherzig jeden Glauben an das, was er Vorurtheile nannte, angriff. — „Das größte und thörichtste Vorurtheil," ruft Lequinio aus, „ist die Behauptung, daß die menschliche Gesellschaft der Vorurtheile bedürfe, um glücklich zu sein. Eben dies fesselte bis auf den heutigen Tag den Geist und wird stets die Vernunft fesseln. Ich lasse kein Vorurtheil gelten, weder das der Religion, noch das des Ruhms, noch auch das der Ehre. Nie werden die Menschen tugendhaft, gut und glücklich sein, so lange sie nicht

von allen Vorurtheilen, ohne Ausnahme, befreit und einzig auf Wahrheit, Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit bedacht sind."

Von diesem Princip ausgehend, das ein Rousseau selbst etwas absolut würde gefunden haben, macht unser verwegner Philosoph einen Hauptangriff auf Ruhm, Ehre, Religion, Royalismus, Beredsamkeit, die falsche Scham wegen der Bastardschaft, die kleinmüthige Furcht vor dem Tode, die Intoleranz, die unsinnige Neigung zum Kriege, den lügnerischen Charletanismus der Geschichte, die Intrigue, die Ränke der Politik und den eitlen Kultus der Gräber. Alle diese sogenannten Vorurtheile stellt Lequinio dicht gedrängt vor sich, um sie mit einem Schlag zu vernichten.

Der Verfasser hat sich leider nicht die Mühe gegeben, uns zu sagen, wie sich die Welt ohne Religion, Ruhm, Ehre u. s. w. regieren lasse, und wie man ohne diese allgemein angenommenen Ideen fühlen könne, was gerecht und gesetzlich sei. — Lebt Lequinio noch, und begegne ich ihm eines Tags, so werde ich ihn wenigstens ersuchen, von seiner großen Proskription die arme Ehre auszunehmen, welche ohne das geringste Vorurtheil Alles in sich begreift, was Tugend, Wahrheit und Gerechtigkeit lieben macht.

Das Folgende ist, wie ich wetten wollte, eine Eroberung der weiten Principe Lequinio's. Unlängst habe ich von der Nachahmung eines Schillerschen Dra-

ma's gesprochen, betitelt: „Robert, chef de brigands.“ Der Verfasser desselben ließ im Januar 1793 eine Fortsetzung desselben aufführen, genannt: „Robert le républicain“, entweder von den „Préjugés détruits“ dazu bewogen, oder um sich auf die Höhe der Umstände zu stellen. Robert, in dem neuen Stück Herzog von der Moldau, ist eines Morgens seiner despotischen Regierung müde, was ohne Zweifel sehr viel Wahrscheinliches für sich hat. Sein Bruder Moriz, bekanntlich der Tyrann in dem andern Stück, hat sich nicht ertränkt, wie man allgemein glaubte, und da sich die Bösewichter selten bessern, so stellt er seinem tugendhaften Bruder, dem ehemaligen Räuberhauptmanne, nach. Robert ist aber vom Volke zum Präsidenten eines geheimen und schrecklichen Tribunals ernannt, das aus achtbaren Bürgern besteht, die früher mit dem Herzoge in Böhmen das Räuberhandwerk trieben. Die Gesetze der neuen Republik sind so gut, daß die Richter zugleich Ankläger, Zeugen und Henker vorstellen, was noch gehen mag, wenn im Budget nur Oekonomie herrscht. Robert wird bei seinem eignen Tribunal von zweien der Richter angeklagt, die der Verräther Moriz bestochen hat. Als Beweis der Schuld liegt zwar blos ein anonymer Brief vor; allein das Tribunal der Moldau ist nicht schwierig wegen der Form der Procedur. Der Präsident ist in fünf Minuten verurtheilt, und schon erhebt einer der Ankläger den Dolch, um die Sentenz zu vollzie-

hen, als gemeldet wird, Moriz habe das Volk insurgirt, und ein Aufruhr sei ausgebrochen. Die Exekution wird nun zum Besten der Moralität der Richter und des Stückes aufgeschoben, Moriz gefangen genommen und aller, vorher Robert Schuld gegebenen Verbrechen überführt; allein er tödtet sich, ehe er seine verdiente Strafe dafür erhält.

Das Stück endigt mit einer glänzenden republikanischen Protestation von Seiten des ehemaligen Herzogs Robert, wie sie der beredte Anacharsis Cloots, der Redner der Sansculotten und des Menschengeschlechts, nicht besser verfaßt haben würde. Als der Philosoph Lequinio Tags darauf die Analyse dieses Stücks, bei seiner Tasse Chokolate, auf dem Café de Foy las, dachte er vielleicht bei sich: „Ich glaube der Ehre eine Amnestie ertheilen zu müssen, weil gerade dies Vorurtheil dazu dienen kann, die Treue von Verrath zu unterscheiden.“

Ende des dritten Bandes.

LIBRARY
MAR 4 5 1976
UNIVERSITY OF TORONTO

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DC
715
P37
Bd.9

Pariser Nachte